saarbrücker
# hefte

*Die saarländische Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft*

120

*Winter 2019/2020*
*Euro 9,90*

## Gretel hat nichts mehr zu lachen
## Von alten und neuen Lasten der AKK



Eisenbahn findet hier in den Köpfen nicht statt

Prag – Saarbrücken: Eine Reportage aus dem Jahr 1935

Digitalisierung #2

*saarbrücker* hefte Nr. 120, Winter 2019/2020

**Herausgeber:**
Verein Saarbrücker Hefte e.V.

**Redaktion:**
Bernhard Dahm, Klaus Gietinger, Jörg W. Gronius, Sadija Kavgić (v.i.S.d.P.), Bernd Nixdorf, Josef Reindl, Dietmar Schmitz, Iris Schumacher, Wilfried Voigt, Laura Weidig

**Redaktionsadresse:**
Saarbrücker Hefte
Karlstr. 1
66111 Saarbrücken
E-Mail: info@saarbrueckerhefte.de

**Internet:**
www.saarbrueckerhefte.de

**Verlag:**
Blattlaus Verlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken
Telefon: (0681) 37 21 75, E-Mail: druck@blattlausverlag.de
www.blattlausverlag.de | www.blattlaus.org

**Herstellung:**
Blattlaus GmbH, Saarbrücken

**Layout:**
Ruth Santos, David Lemm

**Verkaufspreis:**
Einzelheft EUR 9,90
Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.
Einsendungen von Manuskripten per E-Mail an: info@saarbrueckerhefte.de.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

**Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:**
Konstantin Ames, Andreas Bayer, Klara-Katharina Bost, Bernhard Dahm, Andreas Dury, Christopher Ecker, Klaus Gietinger, Hans Husel, Sadija Kavgić, Franta Kocourek, Josef Reindl, Stefan Ripplinger, Ekkehart Schmidt, Sikander Singh, Dietmar Schmitz, Erich Später, Wilfried Voigt, Alena Wagnerová, Laura Weidig, Gisela Zimmermann

**Abbildungen:**
Becker&Bredel S. 11, 12, 19; Reuters S.17; Michael Kappeler/dpa S. 20; Mietshäuser-Syndikat S. 30, 31; Staatskanzlei des Saarlandes/Landesarchiv S. 48; Stadtarchiv Saarbrücken, Sammlung Mittelstaedt S. 50, 51, 52, 53, 54, 55

ISSN 0036-2115
ISBN 978-3-945996-28-7

Für freundliche Unterstützung danken wir der ehemaligen Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarland Sporttoto GmbH und unseren Werbepartnern.

# saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft*

120

# Inhalt


**Editorial**

5 *Sadija Kavgić*

**Zeitgeschehen**

7 *Wilfried Voigt*
»Flirrende Luft« und »Glücksglucksen«

22 *Hans Husel*
Worthülsen / Klartext

24 *Klaus Gietinger*
»Eisenbahn findet hier in den Köpfen nicht statt«
Ein Interview mit Werner Ried zur Situation
des Bahnverkehrs im Saarland und der Grenzregion

30 *Laura Weidig*
Mietshäuser Syndikat
Besitzen statt besetzen

34 *Klara-Katharina Bost*
Kreuzzug mit Haken
Christlicher Fundamentalismus in Saarbrücken

**Migration**

40 *Bernhard Dahm*
Kampf gegen Fluchtursachen?

46 *Sadija Kavgić*
Nachruf Dr. Doder

**Nazis an der Saar**

48 Die Saarabstimmung 1935
*Erich Später* Deutsche Front zwischen Prag und Saarbrücken
*Franta Kocourek* Von dem saarländischen Kampfplatz

58 *Unsere Themen*
Die *Saarbrücker Hefte* fragen nach: Was ist aus unseren
Themen der letzten Ausgaben geworden?

**Technisierung**

61 *Josef Reindl*
Zwischen Agilität und Ohnmacht
Zur Psychopathologie des digitalen Kapitalismus

**Lokalitäten**

70 *Klaus Gietinger*
Ein Kabarettist steht auf

73 Ekkehart Schmidt
Die Saarbrigger Kneipe – Ein sterbendes Kulturgut?

**Galerie** 81 *Andreas Beyer*
Malerei von Gisela Zimmermann

**Literatur** 89 *Sikander Singh*
Das wunderbar Wirkliche
Laudatio auf Christopher Ecker anlässlich der Verleihung des Kunstpreises des Saarlandes 2018

94 *Christopher Ecker*
Die Schlange

**Rezensionen** 96 *Stefan Ripplinger*
»Bitte recht feindlich«
Gedichte und Zeichnungen von Klaus Bernarding

99 *Konstantin Ames*
Plötzliche »Plastikleerguttraurigkeit« Raimund Petschner betrachtet unsere verröchelnde Postmoderne

101 *Dietmar Schmitz*
Mutter hat Lager
Ursula Krechel, Geisterbahn

104 *Andreas Dury*
Hans Gerhard, Aber möglich, möglich muss es doch sein

**Autorinnen und Autoren** 106

# Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Wilfried Voigt ist vielen im Saarland als aufmerksamer und kritischer Journalist bekannt, der 18 Jahre lang für den »Spiegel« über die saarländische Politik berichtet hat. Die Machtstrukturen und Netzwerke hinter zahlreichen Affären und Skandalen beschrieb er auch in dem 2011 veröffentlichten und viel beachteten Buch »Die Jamaika-Clique – Machtspiele an der Saar«. Wir freuen uns sehr, dass er in die Redaktion der Saarbrücker Hefte eingetreten ist. In unserer Titelgeschichte beschreibt er jenen Teil der politischen Karriere von Annegret Kramp-Karrenbauer, der in der bundesweiten Berichterstattung und in ihren Biografien kaum beachtet wird: Es geht um eine Reihe veritabler Skandale, in denen sie als Landespolitikerin eine dubiose Rolle spielte – und noch spielt.

Klaus Gietinger hat sich als Historiker, Publizist und Filmregisseur einen Namen gemacht. Kurz vor unserem Redaktionsschluss stellte er an der University of London sein Buch »Eine Leiche im Landwehrkanal – Die Ermordung Rosa Luxemburgs« vor. Das Buch verkauft sich in Deutschland bislang in der fünften Auflage, nun gibt es auch eine englische Ausgabe. In diesem Jahr hielt er in Saarbrücken in einer vierteiligen Reihe Vorträge über die November-Revolution in Deutschland. Passend zu seinem neuen Buch »Vollbremsung – Warum das Auto keine Zukunft hat und wir trotzdem weiterkommen« kämpft er für den schnelleren Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs. Als neues Redaktionsmitglied befragte er für die Saarbrücker Hefte den Bahn-Experten Werner Ried zu den Perspektiven des Schienenverkehrs im Saarland. In einem weiteren Beitrag beschäftigt er sich mit der merkwürdigen politischen Entwicklung des saarländischen Kabarettisten Detlev Schönauer, bekannt als »Jacques«.

Für ein besonderes Geschenk an uns alle danke ich der in Saarbrücken lebenden Schriftstellerin und Publizistin Alena Wagnerová: Sie hat in Prager Archiven mehrere Texte über die Saarabstimmung des Jahres 1935 gefunden, die in Deutschland noch nie veröffentlicht worden sind. Wir bringen eine Reportage des berühmten tschechischen Journalisten Franta Kocourek, in der er, im unmittelbaren Vorfeld der Abstimmung, für die Wochenzeitung Přítomnost seine Eindrücke schildert. Mein Dank geht auch an Antje Kraus vom Stadtarchiv Saarbrücken, die uns dazu passende Fotos aus der Sammlung von Fritz Mittelstaedt zur Verfügung gestellt hat.

Das, liebe Leserinnen, liebe Leser, sind nur einige der Beiträge, die wir in dieser Ausgabe präsentieren. Mit dabei sind auch die Künstlerin Gisela Zimmermann, der diesjährige saarländische Kunstpreisträger Christopher Ecker, außerdem Konstantin Ames, Andreas Bayer, Bernhard Dahm, Andreas Dury, Hans Husel, Josef Reindl, Stefan Ripplinger, Ekkehart Schmidt, Dietmar Schmitz, Sikander Singh, Erich Später und Laura Weidig.

Die Redaktion der Saarbrücker Hefte will Ihnen nicht nur interessante Texte anbieten, sondern auch eine attraktive Optik. Besonders an Farbfotos und an einer neuen Titelgestaltung wurde im aktuellen Heft nicht gespart. Unsere finanziellen Mittel sind jedoch begrenzt. Um unser Ziel zu erreichen, die kulturelle und politische Debatte im Saarland mit guten Beiträgen zu beleben, benötigen wir die Unterstützung unserer Leserinnen und Leser. Nur so können wir langfristig die finanzielle Unabhängigkeit der Saarbrücker Hefte erreichen. So war zunächst eine Preiserhöhung auf 9,90 € pro Einzelheft nötig. Durch ein Abonnement oder eine Spende können Sie uns wirkungsvoll helfen. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist gemeinnützig und unsere Spendenquittungen werden vom Finanzamt anerkannt.

Auf ein Datum freuen wir uns besonders: Im Jahr 2020 sind es genau 65 Jahre, seitdem das erste Heft mit dem Namen Saarbrücker Hefte publiziert wurde. Das wollen wir mit Ihnen feiern. Am 9. Januar in der Stadtgalerie Saarbrücken, Beginn um 18 Uhr. Über Ihr Kommen würden wir uns sehr freuen!

Sadija Kavgić

Korrektur: In der letzten Ausgabe der Saarbrücker Hefte wurde auf der Seite 98 ein Foto mit fehlerhafter Quellenangabe veröffentlicht. Es entstammt nicht einem Archiv in Washington, sondern den Archives Nationales, Paris. Darauf hat uns die Autorin der im Heft 119 rezensierten Studie zur Zwangsarbeit in der Völklinger Hütte, Dr. Inge Plettenberg, hingewiesen. Sie selbst hat das Foto in Paris entdeckt und zum ersten Mal der deutschen Öffentlichkeit präsentiert.

# »Flirrende Luft« und »Glücksglucksen«

**Der Wechsel vom kuscheligen Saarbrücken ins schroffe Berlin hat AKK bisher nicht den erhofften politischen Erfolg beschert. Ihre Chancen, Nachfolgerin von Angela Merkel zu werden, sind rapide gesunken.**

Von Wilfried Voigt

Manfred Otzelberger, Redakteur beim Münchner Boulevard-Blatt Bunte, hatte ein bizarres Erlebnis. Es war Montag, 19. Februar 2018. Mitten im Berliner Konrad-Adenauer-Haus spielte sich vor seinen Augen »die politische Lovestory 2018« ab – »Angela und Annegret«, ein »unzertrennliches Paar«. Die Kanzlerin erschien dem Chronisten nicht einfach nur gut gelaunt bei der Präsentation der neuen CDU-Generalsekretärin an deren künftiger Wirkungsstätte.

In seiner AKK-Biografie ( »Die Macht ist weiblich«, Riva Verlag, 2018) haucht Otzelberger: »Im Winter ihrer Karriere hatte die ewige Kanzlerin ein mädchenhaftes Lächeln im Gesicht«, das ihr »keiner mehr zugetraut hatte«, zumindest der Autor offenbar nicht. War das wirklich Angela Merkel, die der Polit-Pilcher da inmitten dieses Zentrums schnöder parteipolitischer Macht sah: »Beseelt, beglückt, befreit«. Geradezu »schwärmerisch«, notiert er, »waren die Blicke von Angela Merkel, die sie Annegret Kramp-Karrenbauer zuwarf.« Und die »flirtete zurück, wie es sich bei einer politischen Romanze, einer über Jahre gewachsenen Zuneigung, in der Premiumklasse gehört«.

Die »Luft flirrte, im Saal war ein Glücksglucksen zu spüren, wie man es in der oft so nüchternen deutschen Politik selten erlebt«, gurrt Otzelberger. Für ihn nichts anderes als eine »neue Ära in der einzig verbliebenen deutschen Volkspartei«. Zum »ersten Mal in der deutschen Geschichte wechselte eine amtierende Ministerpräsidentin in ein Parteiamt«.

Der AKK-Biograf ist überzeugt: »Kramp-Karrenbauer hat alles, was eine neue Kanzlerin braucht: Scharfsinn, Nervenstärke, Herzlichkeit, Volksnähe, strategisches Denken.« Es »würde Deutschland gut tun, nach Angela Merkel noch einmal eine klar handelnde Frau zu bekommen, die Politik viel besser erklären kann als die Kanzlerin.«

Gern lässt sich die Besungene, das Buch in der Hand, mit ihrem enthusiastischen Biografen fotografieren.

»Bei ihr«, so der Weihrauch-Spender, »ging es immer nur nach oben, eine krasse politische Niederlage, eine Demütigung, ein Rückschlag ist nicht bekannt.« Die »sanfte Machtpolitikerin«, die »täglich« bete, ohne »Frömmlerin« zu sein, habe »nie versagt.« Kyrie eleison.

Auch die Journalistinnen Kristina Dunz und Eva Quadbeck, Autorinnen der zweiten AKK-Biografie ( »Ich will, ich kann und ich werde«, Propyläen Verlag), die ebenfalls 2018 erschien, bescheinigen ihr eine (fast) lupenreine Weste. Lediglich bei der auch bundesweit ins Gerede gekommenen millionenteuren Finanzaffäre um den Erweiterungsbau des Saarland Museums in Saarbrücken konnte das Duo von der Rheinischen Post (Hauptanteilseigner der Saarbrücker Zeitung) einen Mangel finden, den Kramp-Karrenbauer zu verantworten habe: »Sie veranschlagte die Kosten…deutlich zu niedrig.« Dies sei »der einzige Skandal, der mit dem Namen Kramp-Karrenbauer verbunden ist.«

Ein unverdient wohlwollendes Urteil, wie sich am Beispiel mehrerer Untersuchungsausschüsse belegen lässt, die zwischen 2011 und 2019 im saarländischen Landtag eingerichtet wurden, um die dubiose Rolle von Annegret Kramp-Karrenbauer in diversen landespolitischen Skandalen auszuleuchten. Zwei Ausschüsse sind abgeschlossen, einer nähert sich dem Ende, ein vierter wurde erst im September 2019 etabliert.

## Beispiel I – Die Museumsaffäre

Der Erweiterungsbau (IV. Pavillon) für das Saarland Museum in Saarbrücken gilt weithin als abschreckendes Beispiel für Inkompetenz, Schlamperei und Korruption bei einem aus Steuermitteln finanzierten Projekt. Der Befund der AKK-Biografinnen, der einzige Skandal, der mit ihrem Namen verbunden sei, bestehe darin, dass sie die Kosten hierfür »deutlich zu niedrig« veranschlagt habe, klingt nach einem eher technischen Fehler. Jeder kann sich schließlich mal verkalkulieren, passiert ja dauernd bei öffentlichen Bauten. Darum ging es, auf Kramp-Karrenbauer bezogen, in diesem Fall nicht. Die Affäre hatte eine klare politische Dimension. Denn AKK, damals zuständige Kulturministerin und Kuratorin der für das Projekt offiziell verantwortlichen Stiftung Saarländischer Kulturbesitz, hatte nichts zu niedrig »veranschlagt«, sondern die Summe der Baukosten dreist um fünfeinhalb Millionen Euro nach unten manipuliert und damit die Öffentlichkeit getäuscht.

Die ursprünglich auf rund zehn Millionen Euro bezifferten Gesamtausgaben waren nach internen Berechnungen 2009 bereits auf mindestens 20,1 Millionen Euro gestiegen. Im Entwurf für eine Pressemitteilung zum ersten Spatenstich für den Museumsneubau im August 2009 war dieser Betrag noch enthalten. Kulturministerin Kramp-Karrenbauer reduzierte diese Summe jedoch eigenhändig auf 14,5 Millionen Euro. So wollte sie das leidige Thema Baukostenexplosion kurz vor der Landtagswahl am 30. August 2009 möglichst klein halten.

Politisch brisant wurde diese Geschichte für Kramp-Karrenbauer jedoch erst zwei Jahre später, nachdem der Landesrechnungshof 2011 einen äußerst kritischen Prüfbericht zu dem Projekt vorgelegt hatte. Die Experten kamen zu einem für die damalige CDU-Alleinregierung verheerenden Befund: »Offensichtlich wurden die Kostenangaben bewusst untersetzt, um bei den Gremien des Landtages und der Stiftung eine Freigabe für die Umsetzung der Neubaumaßnahme zu erreichen.« Die ursprüngliche Kostenschätzung sei »von Anfang an unrealistisch gewesen.«

Sie habe das Projekt »ohne Zwischenbilanz unkritisch« von ihrem Vorgänger »übernommen« erklärte AKK damals. Das war nur zur Hälfte selbstkritisch – tatsächlich gelang es ihr mit dieser Formulierung, nicht allein am Pranger zu stehen. Der vorherige CDU-Kulturminister Jürgen Schreier wurde – nicht zu Unrecht – gleich mit haftbar gemacht. Die indirekte Botschaft: Hätte der sauber gearbeitet, wäre das alles nicht passiert.

Die oppositionellen Sozialdemokraten und Linken forderten daraufhin einen Untersuchungsausschuss, der schließlich am 16. November 2011 eingesetzt wurde.

Bevor das Gremium jedoch seine Arbeit richtig aufnehmen konnte, ließ die knapp fünf Monate zuvor als Nachfolgerin von Peter Müller zur Ministerpräsidentin gewählte Annegret Kramp-Karrenbauer die erste Jamaika-Koalition auf Landesebene platzen. Ausgerechnet am Dreikönigstag, an dem sich jährlich die FDP-Bundesprominenz zu einer vielbeachteten Großveranstaltung in Baden Württemberg trifft, verkündete AKK das vorzeitige Ende des von Peter Müller 2009 geschmiedeten Bündnisses aus CDU, FDP und Grünen. Offizieller Grund für die fristlose Kündigung: Die zerrütteten innerparteilichen Verhältnisse beim Partner FDP. Den Liberalen wies AKK die Alleinverantwortung für die Trennung zu, eine verlässliche Zusammenarbeit sei so nicht mehr möglich. Allein die Terminierung nehmen ihr viele FDP-Politiker bis heute übel.

Der spektakuläre Bruch am 6. Januar 2012 erregte das erwartbare bundesweite Aufsehen. Eine für Kramp-Karrenbauer unangenehme Nebenwirkung: Auch die Museumsaffäre geriet wieder in den Blickpunkt.

Knapp zwei Wochen vor der für den 25. März 2012 terminierten vorgezogenen Landtagswahl musste Kramp-Karrenbauer im Untersuchungsausschuss aussagen. Die Opposition warf ihr vor, mitverantwortlich für die enormen Kostensteigerungen zu sein, war sie doch in der Schlussphase der Planungen zuständige Kulturministerin und Kuratorin der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz, Trägerin des Museumsneubaus. Die Befragung förderte keine spektakulären Informationen zutage. Am Ende räumte die Wahlkämpferin immerhin zerknirscht ein, es sei ein »Fehler« gewesen, nicht alle Kosten detailliert offengelegt zu haben. AKK: »Das würde ich heute nicht mehr so machen.« Das

war zwar nur die Andeutung eines Kotaus, aber die Geste genügte, sich aus der Affäre zu ziehen. Die Christdemokraten wurden bei der Landtagswahl am 25. März 2012 mit 35,2 Prozent erneut stärkste Fraktion. Die Sozialdemokraten erreichten 30,6 Prozent (ein Plus von 6,1 Prozent). In Umfragen kurz vor der Wahl hatten sie noch Kopf an Kopf mit der Union gelegen. Rein rechnerisch wäre eine rot-rote Regierung möglich gewesen. SPD (17 Sitze) und Linke (9) verfügten exakt über die erforderliche Mehrheit von einer Stimme im Landtag (51 Abgeordnete). Weil die Saar-Genossen ihrem ehemaligen Helden Oskar Lafontaine seit dessen spektakulärem Rücktritt als Finanzminister aus dem Kabinett von Gerhard Schröder (März 1999) Verrat vorwerfen - er sei unter anderem verantwortlich für die dramatische Niederlage der saarländischen SPD bei der Landtagswahl im September 1999 - und Heiko Maas sich außerdem nicht von Lafontaine schurigeln lassen wollte, ging die Saar-SPD lieber den vermeintlich sichereren Weg.

Zwar hatte Sozialdemokrat Reinhold Jost (seit 2014 Umweltminister an der Saar) der CDU vor der Wahl in Sachen Museumsbau noch »Tarnen, Tricksen und Täuschen« vorgeworfen. Hinter den Kulissen waren sich AKK und Maas, die persönlich offenbar gut miteinander können, jedoch schon längst einig geworden: Egal, wer die Nase vorn haben würde, man werde eine Groko bilden. Und so kam es auch. Die Sozialdemokraten machten es sich als Zweitplatzierte in der ersten Großen Koalition im Saarland gemütlich und sicherten Kramp-Karrenbauer damit langfristig eine strategische Mehrheit – und letztlich ihren Aufstieg in die Bundespolitik.

Deshalb spekulieren noch heute manche Landespolitiker und Journalisten, AKK habe das Jamaika-Bündnis auch deshalb gekündigt, um in einer großen Koalition mit der SPD drohende Blessuren infolge des Skandals rund um den Museumsneubau besser zu überstehen.

Als endlich im März 2017 der nach der Wahl 2012 erneut eingerichtete Untersuchungsausschuss seinen Abschlussbericht vorlegte, interessierte sich außer der Opposition im Landtag kaum noch jemand für die dubiose Rolle von AKK in der Museumsaffäre.

Die CDU beließ es bei einem freundlichen Tadel: »Insgesamt wäre daher ein deutlicher Umgang mit den jeweiligen Gesamtkosten ein größerer Beitrag zur Transparenz aber auch zur Akzeptanz gewesen.« Im Schongang unterwegs war nun auch die SPD. Der war die Beißlust nach fünf Jahren Groko abhandengekommen. Die SPD-Fraktion hauchte




Museumsneubau in Saarbrücken – »Tarnen, Tricksen, Täuschen«

nun eine daunenweiche Formulierung zur Rolle von AKK in den Abschlussbericht: »Die Fraktion erkennt an, dass die damalige Kulturministerin im Hinblick auf die von ihr eigenhändig geänderte Pressemitteilung punktuell eingeräumt hat, dass sie sich nicht noch einmal so verhalten würde.« Halleluja.

Dafür, dass AKK die Öffentlichkeit hinters Licht geführt hatte, war das die mildeste Form eines Tadels. Am Ende kostete die Museumserweiterung fast 40 Millionen Euro. Nur für die Opposition stand fest: »Die politische Verantwortung…trägt Annegret Kramp-Karrenbauer.«

Doch ist das nicht das einzige Finanz-Desaster, bei dem ihr Name an prominenter Stelle auftaucht.

## Beispiel II – Millionen in Meerwasserbecken versenkt

Annegret Kramp-Karrenbauer hat einiges auf dem Kerbholz, was bisher im medialen Hype und der innerparteilichen Anfangseuphorie rund um ihren Wechsel nach Berlin keine Rolle spielte. So drang sie leicht bei vielen Parteitagsdelegierten durch, als sie bei ihrer Bewerbung um die Position als CDU-Bundesvorsitzende im Dezember 2018 gegenüber den Konkurrenten Friedrich Merz und Jens Spahn die größeren Erfolge und Erfahrungen als Ministerin in verschiedenen Ressorts und als Ministerpräsidentin, die auch Wahlen gewonnen hat, für sich reklamierte. Sie konnte ziemlich sicher sein, dass sich in Berlin zu dieser Zeit kaum jemand für irgendwelche Provinzpossen interessieren würde. Wer wollte damals schon wissen, ob die Bilanz von »Merkels Kronprinzessin« im Saarland wirklich so großartig war, wie es die Palmwedler in und außerhalb der CDU bisher stets behaupteten. Sie wurden nicht müde, »es Annegret« zu loben und zu preisen.

Dabei überlagert der auch in den beiden AKK-Biografien dick aufgetragene Glanzlack die vielen matten Stellen, die sich im Lauf ihrer landespolitischen Karriere angesammelt haben.

Ein besonders drastisches Beispiel für die konkrete Mitverantwortung von AKK bei der Verschwendung von rund 20 Millionen Steuergeldern ist der Bau einer Meeresfischzuchtanlage in Völklingen.

Als die Kommunalpolitiker der viertgrößten Stadt des Saarlandes (rund 40 000 Einwohner) in den Jahren 2005/2006 nach erfolgversprechenden kommerziellen Projekten Ausschau hielten, die auf dem brachliegenden Gelände der ehemaligen Kokerei Völklingen-Fürstenhausen angesiedelt werden könnten, schälte sich als Favorit die Errichtung einer Aquakultur heraus: eine Meeresfischzucht für Doraden, Wolfsbarsch und Störe, weltweit die erste Anlage zur Zucht von Meeresfischen ohne Zugang zu natürlichem Meerwasser.

Die meisten Lokalmatadore, allen voran der damalige CDU-Oberbürgermeister Klaus Lorig, hielten den Vorschlag zur Konversion von Kohle zu Fisch offenbar für eine sehr gute Idee. Und so nahm die Groteske ihren Lauf. Im Mai 2007 wurde das Projekt bei der zuständigen Kommunalaufsicht im saarländischen Innenministerium angemeldet. Laut einem Vermerk vom 22. Juni kam die Kommunalabteilung des damals von Kramp-Karrenbauer geführten Ministeriums zu einem klaren Ergebnis: Es sei »von einem Verstoß« gegen die Regelungen des Kommunalen Selbstverwaltungsgesetzes (KSVG) »auszugehen«. Denn die Züchtung und Vermarktung von Meeresfisch sei keine kommunale Aufgabe und liege außerhalb des zulässigen wirtschaftlichen Tätigkeitsfeldes einer Stadt. Die Beamten empfahlen deshalb eine Beanstandung. Bei einem Treffen aller Projektbeteiligten am 27. Juni 2007 im Innenministerium referierte der damalige Innenstaatssekretär Gerhard Müllenbach (CDU) diese Position. Das Ministerium, eröffnete er den Kommunalpolitikern, halte ihre Beschlüsse zum Bau einer Meeresfischzuchtanlage schlicht für rechtswidrig.

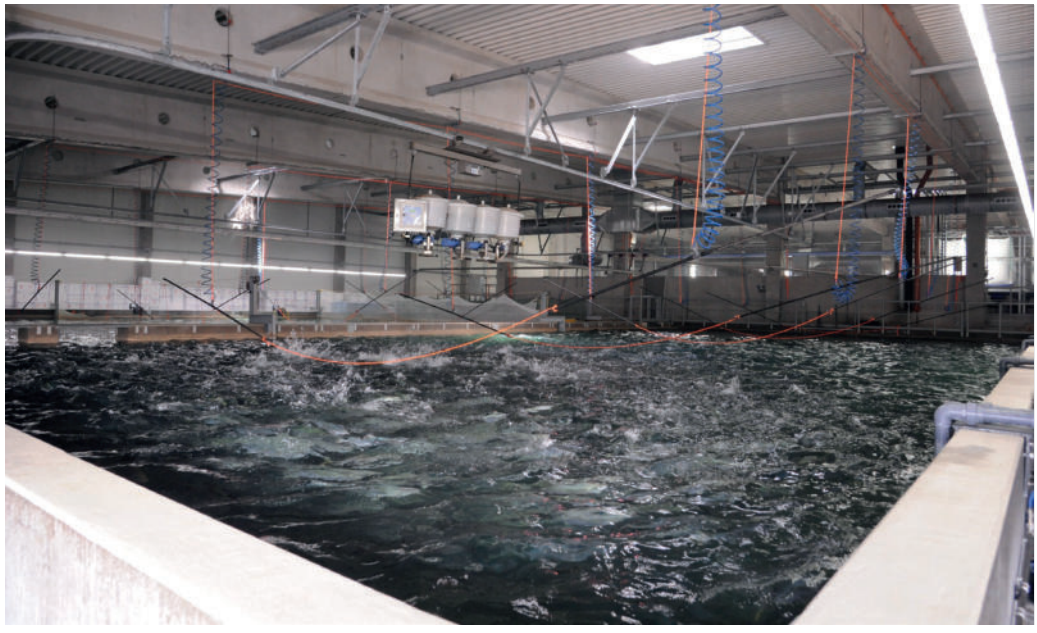
Was so entschieden klang, blieb ohne Konsequenz. Anstatt das intern als höchst risikoreich eingeschätzte Projekt zu stoppen, beschloss die CDU-Alleinregierung, einfach das Kommunalselbstverwaltungsgesetz (KSVG) zu ändern, damit die Meeresfischzucht doch realisiert werden konnte. Bereits im Vorgriff darauf (!) wurde im Dezember 2007 die Betreiberfirma Meeresfischzucht Völklingen GmbH (MFV) ins Handelsregister eingetragen. Über ihre Stadtwerke hielt die Kommune 89,9 Prozent der Anteile, der Rest ging an eine private Firma. Am 1. Oktober 2008 setzte die CDU mit Hilfe der

damals oppositionellen SPD (!) im Landtag die versprochene Gesetzesänderung durch. Der wirtschaftliche Handlungsspielraum der Gemeinden im Saarland wurde auf diese Weise vergrößert, die abenteuerliche Investition in Völklingen nachträglich abgesegnet. Ein rechtlich äußerst fragwürdiger Vorgang, beispiellos selbst im affärenreichen Saarland.

Acht Jahre nach dem Start der Meeresfischzucht, im Mai 2015, wurde der Skandal Thema eines Untersuchungsausschusses, nachdem ruchbar geworden war, dass Völklingen rund 20 Millionen Euro Steuergelder im Salzwasser versenkt hatte. Die Stadtwerke standen zweitweise am Rand einer Insolvenz. Im Jahr 2015 wurde die Anlage für rund drei Millionen Euro verkauft. Ein Schnäppchen für Schweizer Investoren, die das Unternehmen bis heute führen.

Am 12. Mai 2016, AKK war da schon fünf Jahre Ministerpräsidentin, wurde die Gallionsfigur der saarländischen CDU im Untersuchungsausschuss »Meeresfischzucht Völklingen« zu ihrer damaligen Rolle befragt. Das Gremium befasste sich bis zum März 2017 mit der Frage, wie es zu den katastrophalen finanziellen Folgen im Gefolge dieses Projektes kommen konnte. Kramp-Karrenbauer räumte zwar ein, sie habe als Innenministerin »die Entscheidung getroffen, die Rechtsänderung auf den Weg zu bringen«, da es bis dahin »keine Rechtsgrundlage für dieses Projekt gegeben habe«. Wegen der »insgesamt positiven Bewertungen«, das Projekt sei »in der Regierung einstimmig getragen« worden, habe man schließlich die »Anpassung« des Gesetzes diskutiert (Abschlussbericht Untersuchungsausschuss). Natürlich habe sie sich bei ihrer Entscheidung nicht nur auf ihre eigene, sondern auch auf die »Einschätzung der Staatssekretäre« verlassen. Mit diesem Schlenker schob AKK die Hauptverantwortung den Subalternen zu. So habe Gerhard Müllenbach ihr im Anschluss an ein Gespräch mit Kommunalpolitikern »berichtet, dass die Stadt Völklingen ihm zugesichert habe, sich um die Minimierung des wirtschaftlichen Risikos zu bemühen«. Dies sei für sie Voraussetzung zur Zustimmung gewesen. Wachsweicher und unverbindlicher geht es kaum.

Wie Hohn klingt die Selbstentlastung, die CDU und SPD zehn Jahre nach Beginn der glitschigen Affäre in den Abschlussbericht des Untersuchungsausschusses schrieben: Ein »unmittelbarer kausaler Zusammenhang zwischen der Entscheidung der damaligen saarländischen Landesregierung und dem durch das Projekt ‚Meeresfischzucht Völklingen' entstandenen wirtschaftlichen Schaden konnte durch die Beweisaufnahme nicht festgestellt werden.« Die »Beurteilung der politischen Verantwortung«, lautete das zynische Fazit der Groko, obliege »der politischen



Meeresfischzucht Völklingen: »Unverantwortliches Bauvorhaben«

Debatte«. Die Sozialdemokraten halfen AKK aus der Patsche - wie schon beim Skandal rund um den Saarbrücker Museumsneubau. Ohne die Unterstützung der saarländischen SPD wäre Kramp-Karrenbauers politische Karriere wohl weniger erfolgreich verlaufen.

Das Fazit der Opposition war dagegen auch in diesem Fall eindeutig. »Kramp-Karrenbauer hätte als Innenministerin die Meeresfischzucht-Anlage verhindern können und verhindern müssen,« urteilte Linken-Fraktionschef Oskar Lafontaine. Sie trage deshalb »die Hauptverantwortung dafür, dass die Stadt Völklingen rund 20 Millionen Euro Verlust gemacht hat.« Ähnlich die Grünen. AKK habe ein »unverantwortliches Bauvorhaben« mit »Steuergeldern abgesichert«.

Genauso entschieden wurde die Frage nach der politischen Verantwortlichkeit auch von Mitarbeitern der Ministerialbürokratie beantwortet. Im Januar 2015 hielt ein Beamter des Innenministeriums intern fest: »Ohne die ministerielle Hinnahme der verbotenen wirtschaftlichen Betätigung wäre es zu dem heutigen Desaster nicht gekommen.« Schärfer geht es kaum.

Die beiden abgeschlossenen Untersuchungsausschüsse waren für AKK zwar hochnotpeinlich. Politisch gefährlich werden können sie ihr heute nicht mehr. Anders sieht es in zwei noch laufenden Fällen aus (Stand Dezember 2019), die die CDU-Bundesvorsitzende und Verteidigungsministerin Kramp-Karrenbauer durchaus in Bedrängnis bringen könnten.

## Beispiel III – Scheckheftgepflegte Beziehungen zwischen Politik und Sport

Seit Mitte Mai 2018, drei Monate zuvor war AKK zur Generalsekretärin der CDU gewählt worden, läuft im saarländischen Landtag ein Untersuchungsausschuss mit dem sperrigen Titel »System der Sportförderung im Saarland, parteipolitische Einflussnahme auf die Institutionen des Sportes und der Sportförderung, Transparenz der Mittel-Vergabe und Kontrolle der bestimmungsgemäßen und rechtmäßigen Verwendung der Mittel«. Dahinter steckt ein veritabler Finanz- und Korruptionsskandal. Es geht um die Frage, wie saarländische Politiker und Sportfunktionäre mit den ihnen anvertrauten Geldern umgegangen sind. Im Mittelpunkt der Affäre steht der Landessportverband Saar (LSVS), Dachverband der saarländischen Sportverbände und Vereine.



Klaus Meiser und AKK – Schwarze Wahlkampfkasse für die CDU?

Im kleinsten Flächenland ist so manches anders organisiert als im Rest der Republik. Zum Beispiel bei der Sportförderung. Die wird im Wesentlichen aus Mitteln der Saarland-Sporttoto GmbH finanziert. Dem Land gehören 57,14 Prozent des Glücksspielunternehmens, den Rest hält der LSVS. Mit seinem großen Anteil soll der Verband seine Aufgaben finanzieren.

Jahrzehntelang führte der Landessportverband Saar ein ungestörtes Eigenleben. Nach außen drang nur wenig und so lange der Laden lief und die Millionen aus dem Glücksspiel üppig flossen, interessierte sich kaum jemand für das Finanzgebaren der Organisation - bis der LSVS im Dezember 2017 erklärte, interne Bilanzprüfungen hätten ergeben, dass offenbar über Jahre wesentlich mehr Geld ausgegeben als eingenommen wurde. Die Rede war plötzlich von einem strukturellen Defizit von rund 700 000 Euro jährlich. Es seien deshalb bereits Schulden von etwa fünf Millionen Euro aufgelaufen.

Von da an häuften sich die Schreckensnachrichten. Bald kündigte der LSVS an, die Mittel für die Sportvereine um zehn Prozent zu kürzen. Mitte März 2018 hieß es, für bereits ausgewiesene Förderzusagen für Bauprojekte von Sportvereinen und Kommunen in Höhe von rund vier Millionen Euro bestünden keine Rücklagen mehr. Dabei kassierte die Sportorganisation allein im Jahr 2018 rund 14 Millionen Euro aus ihrer Beteiligung an Saarland-Sporttoto.

Nach und nach kamen klebrige Beispiele von Vetternwirtschaft ans Licht: Verbandsgelder für die Geburtstagsparty eines Parteifreundes, kostspielige Besuche im Sternerestaurant, Sonderzahlungen in Höhe von 1200 Euro monatlich aus Mitteln des LSVS an die Lebensgefährtin und Büroleiterin des CDU-Landtagspräsidenten Klaus Meiser. Der war, wie praktisch, jahrelang nebenbei auch Präsident des Landessportverbandes.

Im Frühjahr 2019 verurteilte ihn das Landgericht Saarbrücken wegen Vorteilsgewährung und schwerer Untreue zu einer Haftstrafe von 22 Monaten auf Bewährung. Allein durch teure Restaurantbesuche soll Meiser den Verband um mehr als 3000 Euro geschädigt haben. Als Wiedergutmachung und als Schuldanerkenntnis zahlte er insgesamt mehr als 100 000 Euro an den LSVS und an die Staatskasse. Der Knast blieb ihm erspart, der Rücktritt von seinen Präsidenten-Ämtern jedoch nicht.

Im noch laufenden Untersuchungsausschuss, der im Mai 2018 auf Antrag der Linken im saarländischen Landtag eingerichtet wurde, geht es vor allem um Geldtransfers

### Wiederholungstäter Klaus Meiser

Klaus Meiser ist ein Wiederholungstäter. Wegen der Annahme von Tickets zur Fußball-Weltmeisterschaft 1998 in Frankreich wurde wegen Vorteilsannahme eine Geldauflage von 11 600 Mark gegen ihn verhängt. Zwei Jahre später, im Dezember 2000, musste Meiser wegen Beihilfe zur Untreue in einem Sponsorenskandal rund um den 1. FC Saarbrücken (Doerfert-Affäre) als Innenminister zurücktreten. Diesmal traf ihn ein Strafbefehl in Höhe von 20 700 Mark. Der saarländische Club hatte 600 000 Mark von der Trierer Caritas für angebliche Beratungsleistungen erhalten. Die Ermittlungsbehörden gingen von einem Scheinvertrag aus, den der frühere FC-Präsident Reinhard Klimmt (SPD) und sein Vize Klaus Meiser unterschrieben hatten. Wegen dieser Affäre verloren der damalige Bundesverkehrsminister Klimmt und Innenminister Meiser ihre Kabinettsposten. Klimmt für immer, Meiser nur temporär. Er wurde von Ministerpräsident Peter Müller nur »degradiert« und musste zunächst als stellvertretender Vorsitzender der CDU-Landtagsfraktion Kärrnerarbeit leisten. Meisers vorübergehender Abstieg war der spektakuläre Aufstieg für Kramp-Karrenbauer. Peter Müller holte sie ins Kabinett. Sie wurde die erste Innenministerin in Deutschland. Im Oktober 2004 übernahm sie zusätzlich das Ressort Familie, Frauen und Sport. Als sie 2007 das Innenressort abgab und ins Bildungsministerium wechselte, folgte ihr ausgerechnet Klaus Meiser. Die verordnete politische Reha-Zeit in der Fraktion war abgelaufen. Meiser saß wieder ganz oben. Saarland eben.

mit politischem Hintergrund. In einem Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Untreue gegen Paul H., ehemaliger Hauptgeschäftsführer des Landessportverbandes, kamen dubiose Machenschaften ans Licht. In einer Vernehmung bei der Staatsanwaltschaft Saarbrücken gab H. im Februar 2018 Brisantes zu Protokoll. Er berichtete von einem »Verstärkungsfonds«, der seit 2016 in Höhe von 250 000 Euro jährlich zusätzlich zu den regulären Ausschüttungen von Sporttoto an den Sportverband floss. Von diesem Betrag habe Christdemokrat Klaus Meiser einen Betrag von 30 000 auf ein separates Konto buchen lassen, das nicht im Haushaltsplan des LSVS erschienen sei. Dies sei »auf Wunsch von Herrn Meiser« erfolgt, damit er »darüber frei verfügen konnte«. H. hatte den »Eindruck«, dass dies »ein Sonderfonds für ihn sein sollte«.

Der Großteil der Schecks wurde laut H. »vor der Wahl 2017« verteilt, einige »danach, damit nicht der Eindruck entsteht, dass wegen der Wahl die Schecks ausgestellt werden«. Dies habe ihm Meiser so gesagt. Eine schwarze Kasse für den CDU-Wahlkampf?

Die Aussage von Paul H. könnte für Kramp-Karrenbauer noch sehr unangenehm werden. Denn der »Verstärkungsfonds« wurde offenbar auf ihre persönliche Intervention hin eingerichtet.

In einem schnörkellosen Bettelbrief vom 18. März 2016, adressiert an den Aufsichtsrat und an die Geschäftsführung der Saarland-Sporttoto GmbH, war AKK direkt zur Sache gekommen. Mit »Blick auf die schwierige Phase der Haushaltskonsolidierung bis Ende 2020« regte sie an, »zusätzliche Mittel für besondere Bedarfe der beiden Anteilseigner« (Land und Landesportverband, Anm. d. Red.) in einem »mit der Finanzsituation des Unternehmens vertretbaren Maße zur Verfügung zu stellen«. Ihr Wunsch wurde prompt erfüllt. Die Saarland-Sporttoto GmbH richtete den »Verstärkungsfonds« ein.

Der Vorgang ist deshalb so brisant, weil Kramp-Karrenbauer bei ihrer Vernehmung am 30. Oktober 2018 im Untersuchungsausschuss versichert hatte, Klaus Meiser habe sie erst Ende 2017 unmittelbar vor dem öffentlichen Bekanntwerden der finanziellen Schwierigkeiten beim LSVS angerufen und ihr mitgeteilt, dass er sie »über eine Situation beim Landessportverband informieren müsse«. Er habe ihr, so steht es im Protokoll des Untersuchungsausschusses, jene Informationen gegeben, »die dann kurze Zeit später auch der Öffentlichkeit zugänglich waren«. Wegen der »ziemlich unübersichtliche Situation mit vielen anderen Verpflichtungen auch in Berlin« könne sie kein konkretes Datum nennen. Das klang merkwürdig vage. Nach einem verbandsinternen Dokument soll Meiser am 28. November 2017 die Ministerpräsidentin und Innenminister Klaus Bouillon über die finanziellen Probleme beim LSVS informiert haben.

Gleich ob November oder Dezember 2017 – beide Varianten passen nicht zu der Tatsache, dass Kramp-Karrenbauer bereits zwanzig Monate vorher (!) »zusätzliche Mittel für besondere Bedarfe der beiden Anteilseigner« von der Saarland-Sporttoto GmbH verlangt hatte. Schwer vorstellbar, dass sie einen solchen Brief unterschrieb, ohne die Hintergründe zu kennen.

Der Untersuchungsausschuss hat seine Arbeit im Dezember 2019 noch nicht abgeschlossen. Das Gremium wartet auf den Ausgang des staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahrens gegen Ex-LSVS-Hauptgeschäftsführer Paul H. Danach wollen die Abgeordneten entscheiden, wie es weiter geht. Nicht völlig ausgeschlossen, dass AKK 2020 noch einmal vorgeladen wird.

## Beispiel IV – Sexueller Missbrauch an der Uni-Klinik Homburg?

Jürgen Lennartz, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Uniklinik Homburg Saar, freute sich über den symbolischen ersten Spatenstich für den Neubau der Kinder- und Jugendpsychiatrie des Saarlandes, die schon lange unter beengten Verhältnissen litt. Die Stimmung war locker, alle freuten sich. Lennartz, im Hauptberuf Staatssekretär und Chef der Staatskanzlei in Saarbrücken, einer der engsten Vertrauten von Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer, lobte das Engagement von Chefarzt Professor Alexander von Gontard: »Hier ist man mit Herz bei der Sache, ich habe hier fröhliche Kinder gesehen.« Die jungen Patienten hatten einen »Burgplan« mit Vorschlägen für den Neubau auf eine große Leinwand gemalt und erkoren den Klinikleiter von Gontard zu ihrem

»Burgherrn«, ausgestattet mit einer selbst gebastelten Krone und einem Zepter. Lennartz war überzeugt: »Die Kinder werden sich in ihrer neuen Burg geborgen fühlen.«

Das war im November 2012. Sieben Jahre später, im Juni 2019, wich die Freude purem Entsetzen, als durch einen Bericht des ARD-Magazins Monitor bekannt wurde, dass der Assistenzarzt Matthias S., der in der »Ausscheidungsambulanz« arbeitete, möglicherweise mehrere hundert Kinder in der Klinik sexuell missbraucht habe. Er habe zahlreiche medizinisch überflüssige Untersuchungen des Genital- und Analbereichs an seinen jungen Patienten vorgenommen. Obwohl Chefarzt von Gontard bereits seit 2011 über solche Vorwürfe informiert war, unterrichtete er weder die Eltern der betroffenen Kinder noch die Aufsichtsbehörden. Der Mediziner ordnete lediglich an, dass sein Untergebener intime Untersuchungen an jungen Patienten nur noch in Anwesenheit eines Dritten vornehmen dürfe. Konsequent eingehalten wurde dies aber angeblich nicht. Der Assistenzarzt bekam sogar ein tadelloses Arbeitszeugnis ausgestellt. 2014 kehrte offenbar vorübergehend Ruhe ein, während Matthias S. eine Fortbildung in einer rheinland-pfälzischen Klinik absolvierte. Als jedoch seine Rückkehr nach Homburg bevorstand, wurde die interne Kritik offenbar so stark, dass die Klinikleitung reagieren musste. In einer Sitzung am 17. Dezember 2014 beschloss das Gremium die Erstattung einer Strafanzeige wegen des Verdachts des sexuellen Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen. Außerdem wurde dem Beschuldigten fristlos gekündigt. Rund 95 Prozent der von dem Assistenzarzt an Kindern vorgenommenen Untersuchungen seien, so das Ergebnis einer internen Überprüfung, »medizinisch nicht indiziert gewesen«.

Ans Licht kam der Skandal jedoch erst, als die Saarbrücker Rechtsanwältin Claudia Willger davon erfuhr. Sie war von empörten Eltern eingeschaltet worden, die im Zusammenhang mit einem anderen Fall zufällig erfahren hatten, dass ihr Junge als Opfer sexuellen Missbrauchs offenbar polizeilich registriert war. Diese Informationen stammten vermutlich aus den Akten jener Ermittlungen, die aufgrund der Strafanzeige vom Dezember 2014 gegen den Assistenzarzt eingeleitet worden waren. Dieses Verfahren wurde jedoch nach dem Tod des Mediziners 2016 ohne Ergebnis eingestellt. Laut einem Dokument des saarländischen Justizministeriums (VS – nur für den Dienstgebrauch) ist der Beschuldigte am 19. Juni 2016 »infolge Suizids verstorben«.

Die Uniklinik Homburg behielt ihr brisantes Wissen danach weiter für sich. Ebenso die Staatsanwaltschaft Saarbrücken. Die hatte zwar gegen den angeblich pädophilen Arzt ermittelt, darüber aber lediglich die damalige Staatssekretärin im saarländischen Justizministerium, Anke Morsch (SPD), regelmäßig informiert. Seit August 2017 ist Morsch Präsidentin des saarländischen Finanzgerichts.

Obwohl derart gravierende Ereignisse sogenannte Berichtsfälle sind, wurde die Staatskanzlei angeblich aus »rechtlichen« Gründen nicht von Morsch eingeweiht, da es keine handfesten Beweise für Missbrauch gegeben habe. Sie stützte sich dabei offenbar auch auf ein Schreiben der Uniklinik Homburg vom 22. Juli 2016, in dem davon abgeraten wurde, Eltern und Kinder zu informieren. Die Begründung: »Eine mögliche erstmalige Bewusstmachung einer Opferrolle« könne negative Folgen für die Betroffenen haben. Eine leitende Beamtin im Justizministerium hielt in einem vertraulichen Vermerk für Anke Morsch im Januar 2017 fest: »Vor diesem Hintergrund sollte aus fachaufsichtlicher Sicht nicht interveniert werden und hingenommen werden, was der Leitende Oberstaatsanwalt vorgeschlagen hat: Keine Informationen der möglichen Opfer von etwaigen Straftaten des Beschuldigten S.«

Angesichts der Tatsache, dass an der Uniklink Homburg mehrere Beschäftigte von den Vorfällen wussten, ist es nur schwer nachvollziehbar, dass Aufsichtsratsvorsitzender Lennartz und Annegret Kramp-Karrenbauer - zu jener Zeit nicht nur Ministerpräsidentin, sondern gleichzeitig auch Wissenschaftsministerin und damit zuständig für die Dienstaufsicht – nicht einmal informell etwas von den klinikinternen Vorgängen erfuhren.

Durch den Monitorbericht unter Druck geraten, rechtfertigte sich die Leitung der Uniklinik Homburg damit, sie habe die jungen Patienten nicht ein zweites Mal traumatisieren wollen und sie und ihre Angehörigen deshalb nicht über den Verdacht des sexuellen Missbrauchs informiert. Die Tatsache,

dass der Beschuldigte erst durch Vertuschung und Nichtstun in die Lage versetzt wurde, Kinder über Jahre weiter zu missbrauchen, wird dabei unterschlagen. Ein doppelt unverantwortliches Verhalten.

Staatskanzleichef Lennartz beteuerte, er sei erst am Gründonnerstag, 18. April 2019, über die Tatvorwürfe unterrichtet worden. Am Karfreitag habe er Kramp-Karrenbauer informiert, dass er »nach Ostern auf sie zukommen werde, um über einen Fall aus dem UKS (Universitätsklinikum, Anm. d. Red) während ihrer Amtszeit zu berichten« Dies sei dann auch in der darauffolgenden Woche geschehen. AKK bestätigte diesen Ablauf. Sie habe erstmals am 19. April 2019 durch Lennartz davon erfahren. Die Staatskanzlei, Ministerpräsident ist unterdessen der Christdemokrat Tobias Hans, beauftragte einen Sonderermittler mit der Aufklärung. Auf Antrag der Linken richtete der Landtag außerdem einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss ein, der am 24. September 2019 seine Arbeit aufnahm.

Der Linken-Abgeordnete Dennis Lander rückte bereits den AKK-Vertrauten Jürgen Lennartz in den Mittelpunkt der Kritik: »Ein Aufsichtsrat, der von der Beschlagnahmung von Krankenakten, Missbrauch-Ermittlungen und einer fristlosen Kündigung eines Arztes wegen Kindesmissbrauch nichts mitbekommen haben will, hat den Namen nicht verdient und muss sich fragen lassen, was er überhaupt so treibt.« Die zentralen Fragen lauten: Wie konnte dieser verstörende Fall fast acht Jahre vertuscht werden? Wer war wann über die Vorwürfe informiert und warum wurden diese wie ein Staatsgeheimnis gehütet?

Ende Oktober 2019 schickte Ministerpräsident Tobias Hans Jürgen Lennartz, 62, überraschend in den Ruhestand.

Ungeachtet dieser Skandale, die über die Grenzen des Saarlandes hinaus kaum wahrgenommen werden, demontiert sich Annegret Kramp-Karrenbauer seit ihrem Wechsel von Saarbrücken nach Berlin zunehmend selbst. Wegen ihrer oft hilflosen Rhetorik sieht sie sich immer öfter auch der Kritik aus den eigenen Reihen ausgesetzt. Sie wirkt verkrampft und überfordert.

Etwa nach dem mörderischen Anschlag auf die Synagoge in Halle, bei dem der schwer bewaffnete Rechtsextremist und Antisemit Stephan B. am 9. Oktober 2019 eine Frau und einen Mann erschoss und auf der Flucht weitere Menschen schwer verletzte. AKK sprach von einem »Alarmsignal«. Als hätte es nicht bereits mehr als 150 Mordopfer und ungezählte Verletzte durch Angriffe von Neonazis seit 1990 im wiedervereinigten Deutschland gegeben. In ihrer Zeit als Innenministerin im Saarland hatte Kramp-Karrenbauer dies offenbar ausgeblendet. Wie sonst konnte sie noch im Herbst 2019, unterdessen CDU-Bundesvorsitzende und Verteidigungsministerin, von »Alarmsignal« reden, wo doch blutige Gewalttaten von Neonazis zum Alltag dieser Republik gehören. Kritik an ihrer Einschätzung ließ sie abtropfen. Trotzig verwendete sie den Begriff weiter.

Lange galt AKK eher als Repräsentantin des sozialen Flügels der CDU. So forderte sie 2012 die Einführung eines tariflich vereinbarten flächendeckenden Mindestlohns. Mittlerweile fällt sie durch reaktionäre Positionen auf. Als der französische Präsident Emmanuel Macron im März 2019 einen europäischen Mindestlohn und die Europäisierung der Sozialsysteme vorschlug, wies sie ihn schroff zurück. Dies sei »der falsche Weg«. Zugleich schlug sie vor, den zweiten Sitz des Europaparlaments in Straßburg abzuschaffen – ein Affront.

## Kirche lobt »heldenhafte Standfestigkeit«

Im Juni 2015 legte AKK in einem Gespräch mit der Saarbrücker Zeitung ein Bekenntnis zur traditionellen Ehe ab. In Deutschland gebe es bisher eine klare Definition der Ehe als Gemeinschaft von Mann und Frau. Kramp-Karrenbauer: »Wenn wir diese Definition öffnen in eine auf Dauer angelegte Verantwortungspartnerschaft zweier erwachsener Menschen, sind andere Forderungen nicht auszuschließen: etwa eine Heirat unter engen Verwandten oder von mehr als zwei Menschen.« Der bundesweite Aufschrei gegen ihre enge Sicht beeindruckte sie offenbar wenig. Im Gespräch mit ihren Biografinnen Dunz und Quadbeck spitzte sie ihre reaktionäre Sicht noch biologistisch zu: »Ehe definiert sich für mich durch die Merkmale, dass es zwei Menschen sind und durch

die Geschlechtlichkeit.« Und sie setzte nach: »Man muss sich aber ernsthaft Gedanken darüber machen, wohin die Öffnung der Ehe für Homosexuelle führen kann. Was kann passieren, wenn ein Merkmal, das die Ehe ausmacht, wegfällt?«

Auch wenn Kramp-Karrenbauer sich selbst als »das säkularisierte Modell einer Christin« beschreibt und etwa für die Weihe von Diakoninnen und generell für mehr Einfluss von Frauen in der katholischen Kirche plädiert: In den konkreten politischen Debatten agiert sie oft empathielos, etwa als kompromisslose Abtreibungsgegnerin. Ein Schwangerschaftsabbruch könne für die CDU »nie ein Bagatelldelikt, eine Bagatellentscheidung sein«. Da schwingt die unausgesprochene Anklage mit, es gäbe relevante Einzelne oder Gruppen, die eine Abtreibung für eine Bagatelle halten. Sie baut einen Popanz auf, um sich – moralisch überhöht – profilieren zu können.

In der katholischen Kirche kommt die Hardlinerin damit sehr gut an. Nach ihrem knappen Sieg gegen Friedrich Merz freute sich Prälat Karl Jüsten, Leiter des Kommissariats der deutschen Bischöfe: »Ich kenne sie schon einige Jahre. Sie ist stark in der katholischen Kirche beheimatet. Das ist für uns natürlich eine sehr gute Wahl.« Der erzkonservative Blog »kath.net« lobte sie überschwänglich vor allem für ihre ablehnende Haltung in Sachen Ehe für alle: »In unserem heutigen Diskussionsklima ist eine solche Standfestigkeit beinahe schon heldenhaft zu nennen. Ja, im Grunde muss man sich wundern, dass AKK noch immer CDU-Vorsitzende ist. Denn ihren Widersachern fehlt es an Eifer nicht, ebenso wenig am Willen zur Verleumdung.«

Scharfzüngige AKK-Kritiker wie der Autor Johannes Kram (nollendorfblog.de) lassen sich durch solche massiven Verteidigungsstrategien nicht einschüchtern. Kram: »Kramp-Karrenbauer, das muss man immer wieder sagen, hat es nicht trotz, sondern wegen ihrer Homophobie zur CDU-Vorsitzenden gebracht. Ihre Position zur Ehe für alle ist reaktionär und von völkischem Gedankengut, da sie ernsthaft davor warnt, dass die Gleichstellung einer Minderheit den Zusammenhalt der Gesellschaft gefährdet.« Und Leo Fischer, ehemaliger Chefredakteur des Satiremagazins Titanic, ätzte in der sozialistischen Tageszeitung Neues Deutschland:



Lady in black – AKK bei Papst Benedikt

»Man kauft ihr nicht einmal ihre Religiosität ab. Ihre Religion ist stolze Rückständigkeit, leidenschaftlich gelebte Beschränktheit und die stete Orientierung am kleinbürgerlichen Ressentiment.«

Während ihrer Amtszeit als saarländische Innenministerin fiel Kramp-Karrenbauer jedenfalls nicht durch besonders christliches Verhalten, sondern eher durch Härte auf. Vor allem beim Thema Asyl. Ihr Credo: Asyl und Abschiebung »sind zwei Seiten der gleichen Medaille«. Großes Aufsehen und massive Kritik löste beispielsweise der Fall der kurdischen Familie Ö. aus. Mitte November 2001 stürmte ein Großaufgebot der Polizei morgens um vier Uhr deren Wohnhaus im saarländischen Wadern. Dort hatte die neunköpfige Familie mehr als 14 Jahre gelebt, zwei Töchter hatten das Abitur bestanden. Bis auf zwei Kinder, die laut taz »über einen gesonderten Aufenthaltsstatus verfügten«, wurde die gesamte Familie festgenommen und abgeschoben. Verantwortliche Innenministerin für den rabiaten Einsatz: Annegret Kramp-Karrenbauer.

Altbacken und schlecht gelaunt kam Kramp-Karrenbauer im Jahr 2019 vor allem bei Themen daher, für die sich meist Jüngere interessieren und engagieren. Während Bundeskanzlerin Angela Merkel Greta Thunberg und die Fridays-for-Future-Bewegung für ihr Engagement lobte, gab AKK die verbitterte Gouvernante: »Es bleibt die Tatsache, dass sie dafür die Schule schwänzen.« Wären ihre Kinder in diesem Alter, würde sie ihnen keine Entschuldigung schreiben.

Aggressiver noch reagierte sie, als der Youtuber Rezo im Mai 2019, kurz vor der Europawahl, ein Video veröffentlichte (»Die Zerstörung der CDU«), in dem er die Christdemokraten inhaltlich massiv anging. In einem zweiten Clip rief er kurz darauf, gemeinsam mit etwa 70 anderen YouTubern, dazu auf, weder CDU/CSU noch SPD oder AFD zu wählen. Nach der Wahl stellte AKK die Frage: »Was wäre eigentlich in diesem Land los, wenn …70 Zeitungsredaktionen zwei Tage vor der Wahl erklärt hätten: Wir machen einen Aufruf, wählt bitte nicht CDU und SPD«. Und sie gab selbst die Antwort: Das wäre »klare Meinungsmache vor der Wahl gewesen«. Und fügte hinzu: »Worüber wir aber sprechen müssen, sind Regeln, die im Wahlkampf gelten.«

Frank Überall, Vorsitzender des Deutschen Journalisten-Verbandes, warf ihr vor, sie habe den »fatalen Eindruck« erweckt, »dass sie das Grundrecht der Meinungsfreiheit schleifen will«. Es sei »absurd«, ihr zu unterstellen, »Meinungsäußerungen regulieren zu wollen«, verteidigte sie sich - und blieb bei ihrer Forderung nach Regeln.

Die Position von Kramp-Karrenbauer in diesem Fall war kein Ausrutscher. Sie hat Probleme mit kritischen Medien. Das wurde deutlich bei dem von ihr initiierten parteiinternen »Werkstattgespräch« zur Flüchtlingspolitik im Februar 2019, bei dem weitreichende, abschreckende Forderungen diskutiert wurden: Asylverfahren an EU-Außengrenzen, Reduzierung der Attraktivität Deutschlands durch Kürzung von Sozialleistungen für abgelehnte Asylbewerber, nur noch eine Instanz bei Asylverfahren und notfalls sogar die Schließung der Grenze. Die CDU übertrug die Veranstaltung per Livestream in eigener Regie. Journalisten mussten draußen bleiben. Das gefiel Kramp-Karrenbauer offensichtlich so gut, dass sie ankündigte: »Wir waren Herr über die Bilder, wir haben die Nachrichten selbst produziert. In diese Richtung wird es weitergehen.« Eine Kampfansage an die Medien.

Nicht Herrin der Bilder – wohl aber der Töne - war die CDU-Parteivorsitzende beim Stockacher Narrengericht am 28. Februar 2019. Dort angekündigt als »taffe Emanze« und »Muttis Nachlassverwalterin« hatte Kramp-Karrenbauer fast eine halbe Stunde Zeit, nicht nur die Lufthoheit über, sondern auch unter den Stammtischen zu erringen – was ihr gelang: »Kuckt euch doch mal die Männer von heute an. Wer war denn von euch vor kurzem mal in Berlin? Da seht ihr doch die Latte-Macchiato-Fraktion, die die Toiletten für das Dritte Geschlecht einführen. Das ist für die Männer, die noch nicht wissen, ob sie noch stehen dürfen beim Pinkeln oder schon sitzen müssen. Dafür, dazwischen, ist diese Toilette.«

Kritik an dem ressentimentgeladenen Flachwitz konnte sie nicht nachvollziehen. War doch alles Spaß, fand AKK, die in der Fastnachtssaison gern als »Putzfrau Gretel« vom Landtag auftritt. Die närrische Rostra hält sie offenbar für eine Schutzzone, in der das Niveau nach unten offen ist. Etwa beim Öko-Reizthema Wolf.

AKK-Gretel fiel dazu folgendes ein:

*»Awwer ehrlisch gesaat, monsches konnsche nedd vastehn. Also zum Beispiel mit dem Wolf, dat is jo im Moment so e groß̈i Diskussion. Ich männ, die Sach is ganz ähnfach: Mir honn Schafe in Deutschland und jetzt komme die Wölfe und die Wölfe sinn geweehnt, dass se die Schafe fressen. Un normalerweise wird immer so: wenn der dat Schaf frisst, wird er geschoss. Schluss. In Berlin heischt das annerschd. In Berlin heischt das: Wenn der Wolf als Einzeltäter sich dem Weidetier X in ungebührlicher Art und Weise und mit Hunger nähert und diesen Hunger an dem Weidetier X stillt, ist er ein Einzeltäter und steht unter Verdacht (Publikum: hahaha, Anm.) Wenn der Wolf X das zum wiederholten Male tut, ist er ein Wiederholungstäter. Dann wird der in Berlin aber nedd geschoss, sondern dann wird er final lethal entnommen. Was immer das heischd, das heert sisch eher onn wie Darmspiegelung (Publikum: hahaha…Tusch, Anm.). Also das heischt, Du hasch den Einzeltäter und muscht warten, ob er zum Wiederholungstäter wird oder nedd. Also wunnerd misch nedd, wenn die demnächssch die Förschder zu Bewährungshelfer mache (Publikum hahaha, Anm.). Wenn dat bei den Brüdern Grimm schon so gewään wär, dann wär der Wolf, weil er dem Rotkäppsche nohgestieh is, nedd erschoss gen zum Schluss, dann wär er wegen Stalking verurteilt gen. So hann sich die Zeide verännert, unglaublich, unglaublich. (Publikum: hahaha, Anm.).»*

Sie freut sich nicht nur über staatliche Auszeichnungen wie den »Officier de l'Ordre national de la Légion d'honneur«, sondern besonders auch über den Orden »Wider den tierischen Ernst« oder den Titel »Sonderbotschafterin« des Bundes Deutscher Karneval, den ihr die Frohsinnsfunktionäre im Sommer 2019 verliehen. In diesem Umfeld blüht AKK auf. Sonst hat sie kaum noch was zum Lachen.

Als sie im ARD-Sommerinterview im September 2019 auf ihre diversen öffentlichen Fehltritte angesprochen wurde, reagierte sie gereizt und sozialisierte wieder einmal ihre persönlichen Fehler: »Das sind die Hürden, *die wir alle miteinander, ich auch nicht,* nicht so elegant genommen haben, über die ist dann den ganzen Sommer berichtet worden.« Solche Ausreden machen es nicht besser.



AKK als Putzfrau Gretel – Lufthoheit unter den Stammtischen

## AKK without future?

Ihre Umfragewerte haben sich seit ihrer Wahl zur CDU-Vorsitzenden im Dezember 2018 halbiert. Im Oktober 2019 wünschten sich bei einer Spiegel-Umfrage nur noch 29 Prozent eine wichtige Rolle für Kramp-Karrenbauer.

Durch den zunächst von ihr selbst strikt ausgeschlossenen Wechsel ins Bundeskabinett manövrierte sie sich in eine strategische Falle. Neben dem Verlust an Glaubwürdigkeit büßte sie durch die Übernahme des Verteidigungsministeriums auch ihre politische Bewegungsfreiheit gegenüber der Bundesregierung ein, die sie als CDU-Bundesvorsitzende ohne Kabinettsrang noch hatte.

Deutlich sichtbar wurde die politische Erosion beim Deutschlandtag der Jungen Union im Oktober 2019 in Saarbrücken. Ausgerechnet am Ausgangspunkt ihrer Politkarriere bejubelte der teils reaktionäre christdemokratische Nachwuchs demonstrativ ihren ärgsten Konkurrenten Friedrich Merz und stimmte für die Urwahl des nächsten Kanzlerkandidaten. Eine klare Herausforderung für Kramp-Karrenbauer, die sich gegen eine Basisentscheidung positioniert hatte.

Nur eine Woche nach dieser Demütigung startete die angezählte Parteichefin am 22. Oktober ein spektakuläres Manöver, mit dem sie sich für einige Tage in die internationale Berichterstattung katapultieren und gleichzeitig von ihrer sehr schwachen innenpolitischen Performance ablenken konnte. Per TV-Interview forderte sie die Einrichtung einer Schutzzone in dem von der Türkei völkerrechtswidrig besetzten Nordsyrien. Eine internationale Truppe solle dort die Sicherheit und den Wiederaufbau garantieren und zugleich den Kampf gegen die IS-Terrororganisation fortsetzen, auch unter Einsatz der Bundeswehr. Eingebunden werden müssten neben EU-Partnern auch die Türkei und Russland. Deutschland müsse mehr Verantwortung in der Welt übernehmen, so ihre lapidare Begründung, die ja nichts anderes als eine Akzeptanz der militärischen Aggression durch die Türkei bedeutet. Der brisante Alleingang, lediglich mit Kanzlerin Angela Merkel abgestimmt, führte prompt zu erheblichen nationalen und internationalen Irritationen. Würde er umgesetzt, wäre das ein Paradigmenwechsel in der deutschen Außenpolitik. Erstmals würde Deutschland die Initiative für einen internationalen militärischen Einsatz der Bundeswehr ergreifen. Der Koalitionspartner SPD war über den weitreichenden Vorstoß offiziell ebenso wenig unterrichtet wie die CSU. Selbst ihren Buddy aus dem Saarland, Außenminister Heiko Maas, hatte AKK erst kurz vorher per SMS informiert. Ein beispielloser Affront.




AKK macht Druck – öffentliches Gelöbnis in Berlin

Die Süddeutsche Zeitung brachte den »verstolperten Alleingang« Kramp Karrenbauers auf den Punkt: »Eine solche Initiative, in der es in der Konsequenz um Krieg und Frieden, um Leben und Tod gehen kann, kommt weder der CDU-Vorsitzenden, noch der Verteidigungsministerin zu, nicht einmal dann, wenn man beide Ämter zusammenzählt. Vielmehr setzen sich die beiden CDU-Politikerinnen schlicht dem Verdacht aus, einen Militäreinsatz als Profilierungsmittel für die angeschlagene neue Parteivorsitzende zu instrumentalisieren.«

Die Annahme, sie würde sich nun erstmal mit kruden militärischen Planspielen zurückhalten, erwies sich als falsch. AKK geriert sich seitdem forciert als Geostrategin und mischt sich immer öfter in den Aufgabenbereich ihres Saar-Kumpels Heiko Maas ein. In einer Grundsatzrede an der Universität der Bundeswehr in München entwickelte sie Anfang November 2019 militärische Allmachtsphantasien. Deutschland müsse sich »als Gegenmacht zu China« an der Durchsetzung internationaler Regeln im Einflussgebiet dieses Landes beteiligen. Es sei »Zeit, dass Deutschland auch ein solches Zeichen setzt, indem wir mit unseren Verbündeten Präsenz in der Region zeigen«. AKK: »Ein Land unserer Größe und unserer wirtschaftlichen und technologischen Kraft, ein Land unserer geostrategischen Lage und mit unseren globalen Interessen, das kann nicht einfach nur am Rande stehen und zuschauen.«

Zum verbalen Säbelrasseln passt auch ihr plötzlicher Drang nach öffentlichen Gelöbnissen mit Tschingderassabum. Am 12. November wurden vor dem abgeriegelten Reichstagsgebäude rund 400 Soldatinnen und Soldaten vereidigt, die ihren Schwur, das Land »tapfer« zu verteidigen, demonstrativ laut skandierten – inklusive religiöser Eidesformel. Sie alle wurden eingespannt, um AKK zu einer neuen Rolle als taffe Verteidigungsministerin zu verhelfen.

Die diversen Ablenkungsmanöver der überforderten CDU-Parteivorsitzenden haben allerdings noch nicht die erwünschte positive Wirkung erzielt. Im November 2019, so der Befund im ARD-Deutschlandtrend, trauten ihr nur mickrige 19 Prozent das Amt als Bundeskanzlerin zu. Der letzte Platz in der CDU-Riege. Ade von der Spree?

**Wesentliche Stationen des politischen Werdegangs von AKK**

1981 Eintritt in die CDU

Seit 1981 Mitglied der Frauenunion

1991 – 1998 Grundsatz- und Planungsreferentin der CDU Saar

1998 Mitglied des Deutschen Bundestages

1999 – 2000 Parlamentarische Geschäftsführerin CDU-Landtagsfraktion

1999 – 2012 Landesvorsitzende der Frauen Union

1999 – 2018 Mitglied des Landtages

2000 – 2004 Ministerin für Inneres und Sport Saar

Seit 2003 Stv. Bundesvorsitzende der Frauen Union

2003 – 2011 Stv. Landesvorsitzende der CDU Saar

2004 – 2007 Ministerin für Inneres, Familie, Frauen und Sport Saar

2007 – 2009 Ministerin für Bildung, Frauen, Familie und Kultur Saar

2009 – 2011 Ministerin für Arbeit, Familie, Prävention, Soziales und Sport Saar

Seit 2010 Mitglied im Präsidium der CDU Deutschlands

2011 – 2012 Ministerin der Justiz Saar

2011 – 2018 Landesvorsitzende der CDU Saar

Seit 2011 Mitglied im Bundesvorstand der CDU

2011 – 2018 Ministerpräsidentin des Saarlandes

2012 – 2018 Ministerin für Wissenschaft und Forschung Saar

Febr. – Dez. 2018 Generalsekretärin der CDU Deutschlandes

Seit 7. Dez. 2018 Vorsitzende der CDU Deutschlands

Seit Juli 2019 Bundesministerin der Verteidigung

Quelle: Konrad-Adenauer-Stiftung

**Hans Husel**
**WORTHÜLSEN**
**Texte / Worte der AKK –**
**visualisiert / verifiziert**

8 Auszüge aus einer gekürzten
und redigierten Montage
von Zitaten Kramp-Karrenbauers.
Quelle: Eine Kolumne von
Stefan Kuzmany /
Spiegel online 7.5.2019

*" Wir sind, die CDU ist die große Volkspartei in Deutschland. Und hier geht es, das haben ja auch alle Medien in Deutschland deutlich gemacht, um das große Thema der Zeit. Und es kann nicht sein, dass die CDU an dieser Debatte nicht teilnimmt und vor allen Dingen keine eigenen, konstruktiven Vorschläge macht. Und das genau ist der Ausgangspunkt unseres Konzepts.*

*Es ist so, dass die Vorsitzende der CDU natürlich immer auch die Verantwortung hat, den Prozess natürlich bei einer nächsten Wahl vor allen Dingen so zu steuern, dass die CDU in der bestmöglichen Startformation aufsteht. Und diese Verantwortung werde ich auch wahrnehmen.*

*Wir wollen mit eigenen Vorschlägen deutlich machen, dass jeder Vorschlag auch die wirtschaftliche Situation berücksichtigen muss und sie auch stärken muss. Es ist so, und das habe ich auch klar gesagt, dass es hier um eine große und wichtige Frage geht, die nicht nur uns, sondern auch unsere Kinder und Enkelkinder betrifft, gerade auch in Hinblick auf Europa, das uns unsere Eltern und Großeltern als Auftrag und Aufgabe und auch als Geschenk hinterlassen haben. Geschichte wiederholt sich nicht. Wer war denn von Ihnen vor Kurzem mal in Berlin, da seht ihr doch die Latte-Macchiato-Fraktion, die die Toiletten für das dritte Geschlecht einführen. Und auch darüber denken wir nach.*

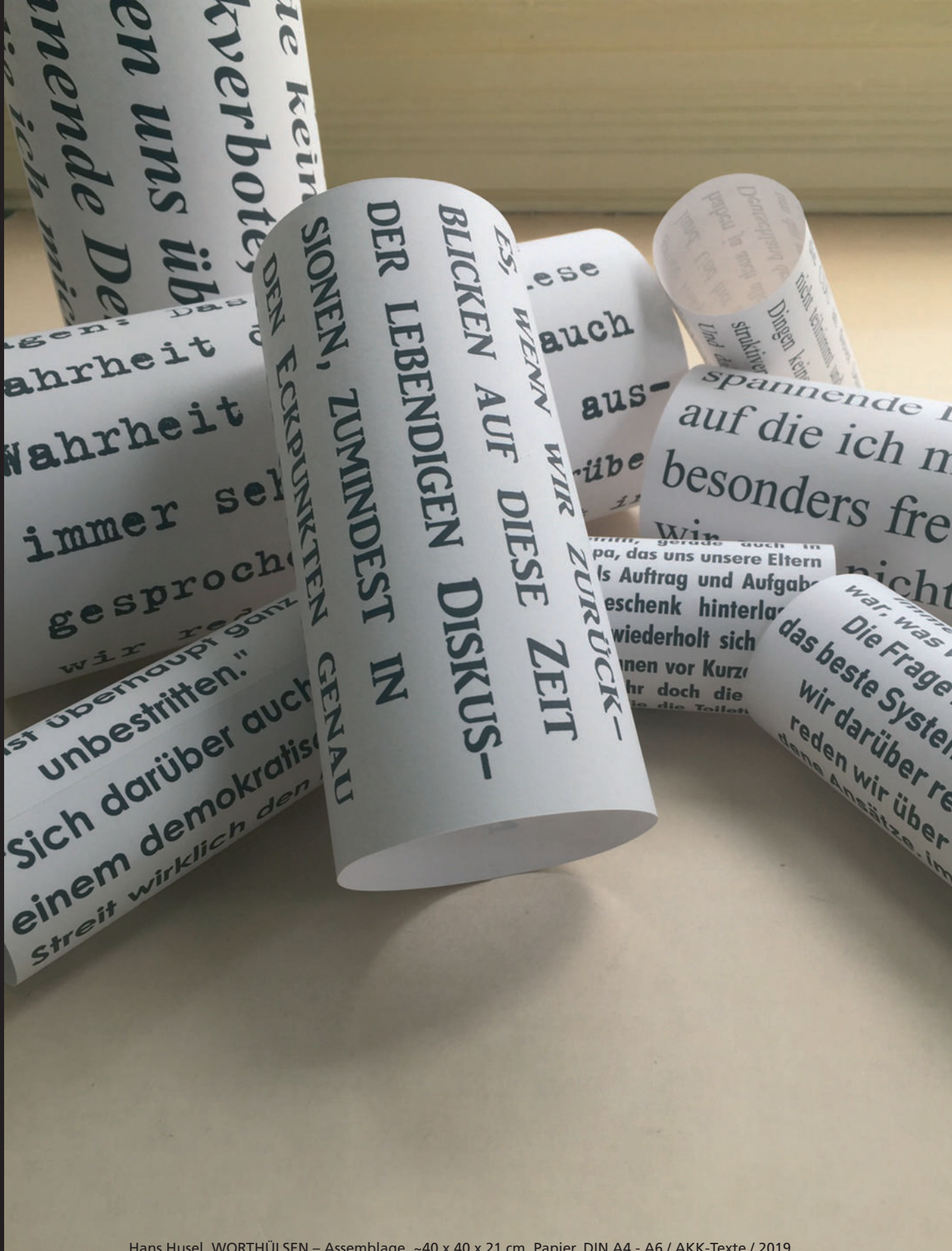
*Und da sind wir im Moment mit aller Leidenschaft dabei. Deswegen ist ja genau der Punkt, dass wir gesagt haben, was zum Beispiel immer auch ein Merksatz war, was wir genau wissen. Die Frage ist nur, was ist das beste System, und wenn wir darüber reden, dann reden wir über verschiedene Ansätze, im Übrigen auch in Anwesenheit von Armin Laschet und von Ralph Brinkhaus.*

*Das heißt, wir setzen gerade keine Denkverbote, sondern freuen uns über eine spannende Debatte, auf die ich mich besonders freue, weil wir auch nicht vorschnell zu einem scheinbar einfachen Mittel greifen wollen.*

*Um es ganz deutlich zu sagen: Das gehört zur Wahrheit dazu und diese Wahrheit haben wir auch immer sehr deutlich ausgesprochen. Das, worüber wir reden müssen, ist in einem Gesamtsystem wirklich die Frage, was tun wir und wie kommen unsere Taten an. Und es ist die Frage, was tun wir am besten.*

*Darauf konzentrieren wir uns jetzt in der Diskussion, und am Ende des Tages wird es, wenn wir zurückblicken auf diese Zeit der lebendigen Diskussionen, zumindest in den Eckpunkten genau um die Frage gehen, welches Gesamtkonzept liegt auf dem Tisch.*

*Sich darüber auch in einem demokratischen Streit wirklich den Kopf zu zerbrechen, das ist Aufgabe von Politik, und der stellen wir uns und an der Stelle gibt es auch überhaupt keinen Widerspruch innerhalb der CDU. Das ist überhaupt ganz unbestritten."*




Hans Husel, WORTHÜLSEN – Assemblage, ~40 x 40 x 21 cm, Papier, DIN A4 - A6 / AKK-Texte / 2019

# Eisenbahn findet hier in den Köpfen nicht statt

Ein Interview mit Werner Ried zur Situation des Bahnverkehrs im Saarland und der Grenzregion

Von Klaus Gietinger

## »Da muss noch mehr passieren«

*Klaus Gietinger: Herr Ried, das Klimapaket verspricht ja ganz viel Geld für die Bahn, meinen Sie, es kommt da was im Saarland an?*

Werner Ried: Gute Frage, erstmal ist es der richtige Schritt! Ein wichtiges Projekt ist der »Deutschlandtakt«[1]. Die Projektmacher haben sich schon beklagt, dass die Regionen zu wenig dazu einbringen. Aus dem Saarland ist mir überhaupt kein einziger Beitrag bekannt. Wir bräuchten hier dringend Input, was alles zu tun ist: vom Streckenausbau bis zu den grenzüberschreitenden Aspekten.

*Der Deutschlandtakt ist schon länger im Gespräch. Er leidet meistens daran, dass die ganzen Knoten[2] zu wenig Kapazität haben.*

Da brauchen wir uns erstmal keine Sorgen zu machen: Im ganzen Saarland steigen an allen Bahnhöfen so viel Leute ein und aus, wie an einer S-Bahnstation in Frankfurt/Main. Da ist also noch Luft nach oben. Wichtiger wäre, den Fahrplan und die Strecken so auszubauen, dass schnellere Takte entstehen. Wir müssen die Nachbarorte, Metz, Trier, Straßburg, so erreichen, dass es mit den Taktzeiten klappt. Vor der vollen Stunde ankommen, nach der vollen Stunde wieder abfahren.

*Das wäre dann ein integraler Taktverkehr?*

Genau, das ist ja der Hintergrund des Deutschlandtaktes. Etwas aufzuziehen, um Zuwachs an Reisenden zu gewinnen. Man will die Fahrgastzahlen verdoppeln. Das wäre im Saarland dringlich geboten. Die Züge sind hier eher leer im Vergleich zum Bundesgebiet oder der Nachbarregion, da ist noch viel möglich.

## »Das ist gar nicht mehr vergleichbar mit dem, was man früher hier gewohnt war«

*Nun hat Ministerpräsident Tobias Hans gesagt, es gebe zu wenig Fernverbindungen, das ist bestimmt richtig, aber im Nahverkehr wäre doch im Saarland bestimmt ebenfalls vieles machbar.*

In beiden Fällen ist was machbar. Entscheidend ist: Der eine wird bezahlt vom Land (Nahverkehr), und der andere Verkehr finanziert sich selbst. Also die–wenigen Firmen, die es in Deutschland gibt, nämlich DB-Fernverkehr und Flix-Train, müssen halt selbst gucken, wann und ob sie fahren. Und das hat uns hier die vielen guten Anbindungen gekostet. Die haben halt gestrichen, wo Züge nicht voll waren. Da wurde in einer kurzsichtigen, rein betriebswirtschaftlichen Denke einiges weggeschnitten. Und deswegen haben wir heute keinen Fernverkehr mehr Richtung Köln, keinen Fernverkehr mehr Richtung Metz und Mainz, nur noch ein Angebot nach Mannheim, vielleicht nach Frankfurt/Main noch und einen Zug nach München. Das ist gar nicht mehr vergleichbar mit dem, was man früher hier gewohnt war.

## »Eine Dieselfahrt kostet fast das Doppelte an Energiekosten im Vergleich zur elektrischen Fahrt«

*Und dafür wären die Strecken da?*

Ja, die Streckenqualität ist grundsätzlich da. Aber es gibt eine Elektrifizierungslücke (siehe Bild 1) zwischen der saarländischen

Grenze, zwischen Neubrücke und dem Rheintal, sodass die Züge auch nach Mainz und dem Frankfurter Flughafen noch mit Diesel fahren müssen. Eine durchgehende Elektrifizierung würde die Tür öffnen, im Fernverkehr über andere Gebiete als nur über Mannheim zu fahren. Die Elektrifizierungslücke ist einer der entscheidenden Punkte, worüber wir reden müssen. Man denke nur an eine vor zehn Jahren neu gebaute Strecke, die Wemmetsweiler Kurve, da wurde auf ein paar hundert Metern eine Kurve gebaut, die schön einen Lokrichtungswechsel erspart, aber diese Strecke wurde neu gebaut ohne Fahrdraht (Oberleitung)! Da sind zwar die Pfosten schon alle vorgesehen, aber sie wurden nie gebaut und deswegen fährt der komplette Zug von Saarbrücken bis nach Illingen wegen dieses kleinen Abschnitts mit Diesel, obwohl sonst überall Fahrdraht ist. Das ist weder ökologisch sinnvoll noch ökonomisch, denn eine Dieselfahrt kostet fast das Doppelte an Energiekosten im Vergleich zur elektrischen Fahrt. Und der Abschnitt hinter Illingen bis Lebach hat ebenfalls eine Elektrifizierungslücke. Wir müssten dringlichst diese Lücken anmelden, planen, wie gestopft werden kann. Das kostet maximal eine Million pro Kilometer. Ich kann nicht verstehen, dass die saarländische Regierung vor eineinhalb Jahren den Elektrifizierungsplan gestoppt hat, noch kurz bevor die Bundesregierung die Fördergelder bereitstellte. Und das, obwohl wir hier Klimanotstand haben. Mit Verlaub, das kann so nicht weitergehen.

## »Es geht auch anders als immer nur mit der Auto-Windschutzscheibenperspektive«

*Wie in ganz Deutschland ist das Netz auch im Saarland ziemlich stark reduziert worden. Aber da gäbe es doch wohl auch Chancen, einiges wieder in Betrieb zu nehmen. Was würden Sie denn reaktivieren?*

Richtig, wir haben im Saarland, historisch bedingt durch die Montanindustrie, ein fantastisch dichtes Eisenbahnnetz. Fast so engmaschig wie das dichteste Bahnnetz Europas in Belgien. Die Chance wäre da, diese Infrastruktur, dieses Kapital nicht zu verlieren. Fakt ist aber, dass viele Strecken schon technisch abgängig, überholt, kaputt sind. Zum Teil hat sie der Betreiber, die DB-Netz AG, an andere Firmen übertragen. Und diese Privat-Firmen tun sich schwer, die Qualität, die Sicherheit und die Grundstruktur aufrechtzuerhalten. Ganz konkret: Wir haben die Primstalstrecke von Dillingen Richtung Schmelz und dann bis zum Endpunkt, dem Industrieunternehmen Meiser. Die würde sich anbieten, um von heute auf morgen einen Nahverkehr z.B. nach Schmelz anzubieten (siehe Bild 2). Da sind ja so viele Pendler, auch zur Hütte in Dillingen, das wäre eine Riesenchance. Dann haben wir das Dilemma im Bereich der Niedtalbahn, die ja nicht in Niedaltdorf zu Ende ist. Die



Werner Ried ist stellvertretender Vorsitzender des Verkehrsclubs Deutschland (VCD), Landesverband Saar, und ein saarländischer Bahnexperte par excellence. Er hat bei dem Verkehrswissenschaftler und Geografen Heiner Monheim in Trier promoviert. Sein Thema ist das Entwicklungspotenzial der Eisenbahnen im SaarLorLux-Raum. Mit Reinhard Klimmt schrieb er 2010 ein visionäres Buch zum gleichen Thema: »Auf die Schiene mit der Großregion«. Ried ist Mitarbeiter zweier Eisenbahnen: In Frankfurt arbeitet er für DB Fernverkehr zur digitalen Transformation; bei der saarländische BahnLog GmbH ist er stellvertretender Eisenbahnbetriebsleiter.

führt weiter nach Bouzonville und hätte einen Anschluss in Thionville nach Luxemburg. Das wäre die einzige diskutable – heute noch bestehende – Direktverbindung Saartal-Luxemburg. Aber es gibt kein Angebot. Der Zug endet an der Grenze.

Und von wegen Frankreichstrategie, da gibt es gar keine Zusammenarbeit und es droht sogar, dass die Netzbetreiber[3] diese Strecke zum Endbahnhof an der Grenze kappen. Das wäre sowohl für den Personenverkehr als auch den Güterverkehr eine Katstrophe, da würde vielen Unternehmen der Boden unter den Füßen weggezogen.

*Sie sind ja sehr engagiert, können Sie mal die Strecken nennen, die Sie (im Personenverkehr) reaktivieren würden.*

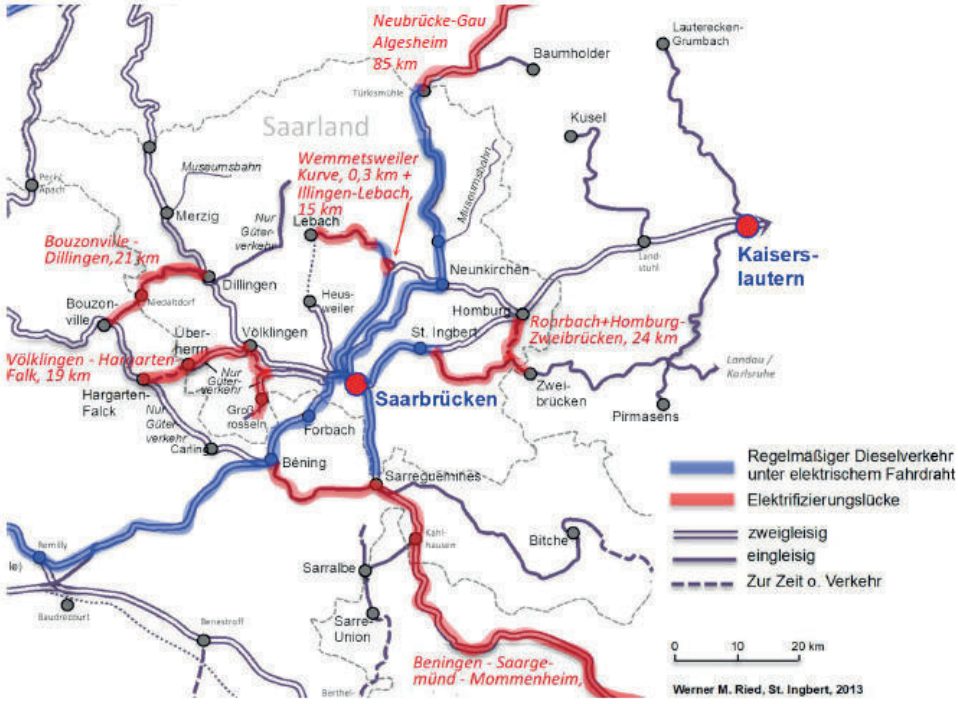
Also für mich hat im Moment Priorität:

Erstens die Primstalstrecke, zunächst im Abschnitt Dillingen-Schmelz, gerne auch eine Verlängerung weiter Richtung Michelbach.

Zweitens halte ich es für unabdingbar, auch über das Potenzial von Merzig Richtung Losheim nachzudenken. Da ist eine Trasse vorhanden. Auch diese ist immer weiter zerstört oder nicht weiter gepflegt worden. Sie ist nicht mehr befahrbar. Aber mit dem Pendler-Potenzial Losheim-Brotdorf-Merzig und weiter Richtung Saarbrücken ist mit Sicherheit eine Chance da.

Der dritte Punkt ist die linke Saartalstrecke. Da ist eine komplette, elektrische Infrastruktur vorhanden. Bis Fürstenhausen fahren wir darauf gerade noch einen Güterzug mit Kohle für ein Kraftwerk, das bald stillgelegt wird. Diese Strecke geht durch Gersweiler, hätte Chancen für neue Haltepunkte, würde Fenne-Fürstenhausen bedienen. Da könnte ich von heute auf morgen drauf fahren. Wir tun es nicht. Diese Strecke geht noch weiter, ist aber derzeit nicht mehr befahrbar bis Großrosseln. Dabei könnte man sie sogar bis Lothringen verlängern. Diese linke Saartalstrecke mit dem, was dranhängt, mit der Rosseltalbahn, aber auch Richtung Wadgassen, hat mit Sicherheit ein ganz großes Potenzial.

Und dann kommt im Anschluss noch die Bisttalbahn. Das wäre Überherrn auch mit dem möglichen Weiterfahren Richtung Frankreich, Richtung Hargarten-Falck und Bouzonville. Da gibt es Schüler, die jeden Tag zum deutsch-französischen Gymnasium von Hargarten nach Saarbrücken pendeln. Die würden sich freuen, wenn sie sie mit dem Zug fahren könnten. Also die Reihenfolge ist



für mich Primstalbahn, linke Saartalstrecke und Losheim und Bisttalbahn.

Wir haben ferner eine besondere Situation zwischen Dillingen und Lebach. Auch hier ist ehemals eine durchgängige Strecke da. Sozusagen die ›A8-Autobahn‹ der Bahnstrecke. Es wäre eine Riesen-Chance Bouzonville an der Niedtalstrecke durchgängig über Dillingen bis Lebach zu bedienen. Da müsste man drei, vier Kilometer reaktivieren. Das wäre eine gute Gelegenheit, zu zeigen, dass es auch anders geht als immer nur mit der Auto-Windschutzscheibenperspektive.

## »Ich vermisse hier eine klare Strategie und Zielsetzung«

*Also wenn man ins Saarland kommt, hört man als Erstes: »Wir haben kein Geld!« Ist das richtig?*

Ich halte das für vorgeschoben. Wenn ich mir anschaue, welche Klimanotstände jetzt überall in den Kommunen herrschen und wie die Pariser Klimaziele definiert sind. Und dann sogar das Bundesziel, bis 2050 CO2-frei zu werden! Wie soll das dann gehen ohne Bahn? In diesem Kontext brauchen wir sofort eine andere Prioritätensetzung. Aber im Saarland fließt das Geld halt mal eben locker-flockig in den Flughafen. Wenn wir genau rechnen, ca. zehn Millionen jährlich.

Und obgleich wir vom Bund 109 Million pro Jahr bekommen an Regionalisierungsmitteln, die vorrangig für einen Schienenpersonennahverkehr einzusetzen sind, geht dieses Geld nicht vollständig dorthin. Wir haben erst dank eines VCD-Themenabends mit der Abteilungsleiterin Verkehr aus dem Ministerium eine Ahnung erhalten, wo da 30 Millionen bleiben. Besonders grotesk ist, das Geld fließt auch noch über den Landesbetrieb für Straßenbau. In anderen Bundesländern bekommt dieses Geld natürlich der Aufgabenträger für den Schienenverkehr.

*Das ist sehr undurchsichtig.*

Das ist mindestens undurchsichtig. Den Landeshaushalt zu durschauen, ist nicht so einfach. Und das Wichtigste ist doch, sobald ich einen solchen Personenverkehr anbiete, und sei es nur in Spitzenzeiten, öffnen sich auch die Möglichkeiten für Fördergelder. Und der Bund hat Geld für Elektrifizierung, der Bund hat Fördergeld für Nebenstrecken, die EU bietet Geld an im grenzüberschreitenden Verkehr. Mir kann keiner weismachen, dass da nicht noch für das Saarland



Möglichkeiten sind, erst recht noch bei der Synergie von Personen *und* Güterverkehr auf einer Bahnstrecke. Ich vermisse hier eine klare Strategie und Zielsetzung. Es scheint, die sagen sich, wir haben kein Geld, also schalten wir das Gehirn ab.

## »Das zieht sich seit Jahren wie Kaugummi«

*Gibt es denn vom Saarländischen Verkehrsministerium oder vom Ministerpräsidenten irgendeine Initiative, dass die Bahn besser ausgebaut wird?*

Das zieht sich seit Jahren wie Kaugummi, es liegt eigentlich auf der Hand, dass man Strecken wie die Primstalstrecke oder andere Strecken reaktivieren könnte. Aber es ist ähnlich wie Homburg-Zweibrücken. Man muss im Saarland die Regierung und die Verantwortlichen zum Jagen tragen. Eisenbahn findet hier in den Köpfen nicht statt.

*Was ist Homburg-Zweibrücken?*

Das ist ein Teil der Bliestalstrecke und dann weiter von Einöd nach Zweibrücken. Eine Ende des letzten Jahrtausends stillgelegte Strecke, die zum Teil sogar abgebaut wurde, nach dem Motto: Bloß nicht wieder hier Verkehr machen! Jetzt baut man sie wieder auf und hängt sie ans S-Bahnnetz des Verkehrsverbundes Rhein-Neckar (VRN). Und wenn wir dort die Initiative nicht hätten, speziell des Landes Rheinland-Pfalz, dann hätte sich hier überhaupt nichts getan. Die Blockade im Saarland war erschreckend, obwohl das vom Nachbarbundesland auf dem Silbertablett serviert wurde. Das hat Kopfschütteln in allen Fachkreisen ausgelöst.

Und wenn dann die Homburg-Zweibrücken-Strecke fertig ist, haben wir zwischen Rohrbach und Einöd eine Elektrifizierungslücke. Die liegt dann ausgerechnet im Biosphärenreservat Bliesgau, dem DB-»Fahrtziel Natur« (siehe Bild 1).

Eins ist besonders bemerkenswert: Die meisten Bahnen, die im Saarland an- und abfahren, sind eher durch den Aufgabenträger im Land Rheinland-Pfalz dimensioniert und weniger durch die Verantwortlichen im Saarland. Deswegen haben wir auch die verkorksten Anschlüsse hier. Sie kommen von Bad Kreuznach, St. Wendel, Ottweiler, Neunkirchen nach Saarbrücken, dann ist der ICE nach Paris eben fünf Minuten vorher abgefahren. Umgekehrt erreichen Sie den Anschluss vom ICE an den schnellen Zug nach Neunkirchen, Ottweiler, St. Wendel auch nicht. Das ist rein dem geschuldet, dass wir hier keinerlei eigenständige Initiative aufzeigen, was wir wollen und brauchen. Richtung Nahe und Rhein passen die Anschlüsse. Wir sind also pfälzisch fremdbestimmt.

*Es gibt ja Initiativen, die auch für die Reaktivierung sind, glauben Sie, dass denen Erfolg beschieden ist?*

Wenn man Personen- und Güterverkehr zusammenrechnet, dann ist die Wirtschaftlichkeit mit Sicherheit bei vielen Strecken da. Es braucht natürlich immer irgendjemanden, der sagt, ich stehe dazu, ich will das – und nicht nur gemeinnützige Verbände wie VCD und Plattform Mobilität, die ehrenamtlich Druck machen.

*Wenn man sich das so anhört von Ihnen, dann hat man den Eindruck, das würde gar nicht so viel Geld kosten, diese ganzen Strecken zu reaktivieren.*

Entscheidend ist tatsächlich, vieles ist da, könnte rein technisch von heute auf morgen befahren werden. Die Infrastruktur-Qualität ist stellenweise jedoch schlecht. Man muss erneuern, verbessern, manchmal fehlen auch Bahnsteigkanten. Ein weiterer Punkt: Wir brauchen im Saarland dringend viele neue Haltepunkte. Es ist für mich ein Skandal, dass die zuständige Behörde hier Vorschläge der Deutschen Bahn abgelehnt hat. Es gab Vorschläge für neue Haltepunkte: St. Ingbert Ost oder Saarbrücken Zoo, wo man sowohl Eschberg, Saarbasar, Halberg und auch Saarbahn anbinden könnte. Ich halte es für unabdingbar, auch einen Haltepunkt Saarbrücken West an der Messe, Deutsch-Französischem Garten und Spaßbad, Möbelmarkt einzurichten. Und es gibt viele weitere Stellen, wo man ganz clever neu gewachsene Wohn- oder Gewerbegebiete für die Bahn erschließen kann. Manchmal reicht es, auch Bahnhöfe nur zu verschieben, wie in Scheidt, um Bahn und Siedlungsstrukturen sowie den übrigen ÖPNV (Öffentlicher Personennahverkehr) besser miteinander zu verknüpfen.

## »Im Saarland sind wir planlos und ziellos«

*Was kann man denn konkret tun, dass sich das bessert?*

Wir haben das Nachbarland Luxemburg, die haben jetzt die Fortschreibung ihrer elementaren, wichtigen Strategie für eine *mobilité durable* durchgeführt. Und da ist ganz klar priorisiert: Wir wollen weg von der Dominanz des Autos, wir wollen den ÖPNV ausbauen. Es ist auch die Grundlage für sanften Verkehr für Fußgänger- und Fahrradverkehr.

Und im Saarland sind wir absolut blank. Wir sind planlos, wir sind ziellos und ich würde sagen, eher intellektuell mittellos. Wir brauchen auch Manpower, wir brauchen Leute, die wissen, was überhaupt Verkehr ist. Das ist nämlich nicht nur Auto- und Straßenverkehr. Die müssen wissen, wie Eisenbahn funktioniert und wie man effektiv Gelder einsetzt. Und die müssen auch wissen, wie man dazu Fördergelder beantragen und beschaffen kann. Da ist großes Potenzial. Ich freue mich, dass da die Regierung neue Leute eingestellt hat. Da ist ein bisschen was im Gange, auch im Fahrradverkehr gibt's neue Besetzungen, auch in den Abteilungen für Schienenverkehr. Aber da möchte ich auch sehen, dass sich das auszahlt, und ich warte sehnsüchtig drauf, dass wir da Gespräche führen werden und die Strategie erkennbar wird.

*Die Frau Rehlinger ist doch für die Verkehrswende, sagt sie.*

Ja, das ist toll, was man mit Anke Rehlinger alles diskutieren kann und wie sie überall auftritt, aber »man könnte, man müsste«, das ist mir alles viel zu vage, und das eben seit Jahren. Sie setzt die Tradition fort von ihrem Vorgänger Heiko Maas und auch den der Vorgängerregierungen. Selbst »Jamaika« hat im Verkehr einfach nichts auf die Schiene gebracht. Der einzige Bahnhof, der neu eröffnet wurde, Burbach Mitte, stammt noch aus der Simone-Peter[4]-Zeit, seitdem ist hier Stillstand, eher sogar Rückbau. Wir verlieren zur Zeit Strecken, wir haben die Hunsrückbahn verloren, wir werden die Primstalbahn verlieren, wenn nichts investiert wird. Ich kann es nicht fassen, dass das Land in der heutigen Zeit des Klimanotstandes Eisenbahnstrecken vergammeln lässt.

*Es gibt ja auch einen Notstand bei der Stahlindustrie, es würde doch bestimmt auch da helfen, wenn die Bahn im Saarland ausgebaut wird.*

Richtig, die Stahlindustrie braucht dringend günstige Möglichkeiten, um an diesem »trockenen Standort« – also nicht an der Küste gelegen – zu überleben. Und de facto fahren heute die Kalkzüge von Lothringen mit einem Riesen-Umweg über Forbach nach Dillingen, statt die direkte Strecke über Thionville–Bouzonville zu nehmen. Und natürlich haben die ROGESA als auch die Dillinger Hütte Interesse daran, die schnellste, einfachste und billigste Möglichkeit zu nutzen, statt Umwege zu fahren.

Für mich ist sehr wichtig, dass die Leute mal in diese Luxemburger Strategie reinschauen. Die ist zum Glück in der Version 2.0 auf Deutsch erschienen. Vielleicht gelingt es dann den politisch Verantwortlichen, diese vorbildliche Strategie zu verstehen. Die erste Version von 2012 gab es nur auf Französisch.

*Vielleicht lesen die Frau Rehlinger und die entsprechenden Leute auch die Saarbrücker Hefte.*

Das wäre schön!

Anmerkungen

1 Geplanter »integraler« Taktverkehr für ganz Deutschland, bei dem die Züge in großen Bahnhöfen etwa zur vollen Stunde (oder halben Stunde) gleichzeitig einfahren und nach dem Umstieg wieder gleichzeitig ausfahren. Dies erhöht die Reisegeschwindigkeit im Netz und nicht nur auf einigen Strecken enorm. Langes Warten auf Anschluss ist dann passé.

2 Zentrale Bahnhöfe auf denen sich viele Zuglinien kreuzen: z.B. Hamburg, Frankfurt/Main, Köln.

3 DB-Netz AG auf der deutschen und SNCF Réseau auf der französischen Seite.

4 Grüne saarländische Ministerin für Umwelt, Energie und Verkehr von 2009 bis 2012.

# Mietshäuser Syndikat – Besitzen statt Besetzen

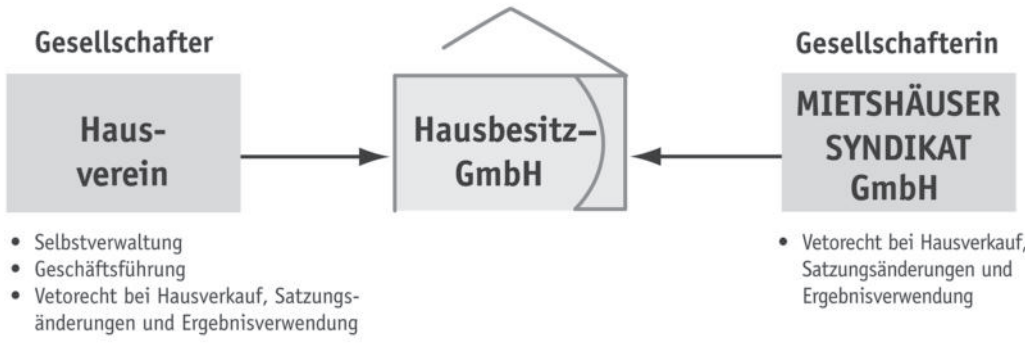
Die Gentrifizierung macht auch vor dem Saarland nicht halt. Das zeigt sich besonders in der Saarbrücker Innenstadt, wo sich mit dem Unique-Kubus in der Martin-Luther Straße oder dem Palais Nauwies in der Schmollerstraße ein Prestigebau für »exklusives Wohnen« an den anderen reiht. Doch es gibt auch Möglichkeiten des Widerstands gegen Verdrängung und Mietenwahnsinn: solidarische und selbstorgansierte Wohnformen wie die erste saarländische Initiative des Mietshäuser Syndikats.

Von Laura Weidig

»Die Häuser denen, die drin wohnen.« Mit diesem Slogan lässt sich die Idee hinter dem Mietshäuser Syndikat vereinfacht beschreiben. Ende der 1980er-Jahre in Freiburg gegründet, gehören dem bundesweiten Projektverbund heute 149 Hausprojekte und 23 Projektinitiativen an, Tendenz steigend. Auch der Rote Backstein e.V. aus Saarbrücken gehört seit diesem Sommer offiziell dazu – als erstes Projekt im Saarland. Die Verbundmitglieder sind hinsichtlich ihrer Lage, Größe und Entstehungsgeschichte sehr divers, verfolgen aber ein gemeinsames Ziel: die kollektive Aneignung von Wohnraum, der auf dem Immobilienmarkt von Abriss, Umnutzung oder Mieterhöhungen bedroht ist. Konkret heißt das, dass die BewohnerInnen die Gebäude, in denen sie leben, kaufen und selbst verwalten.

## Die Finanzierungsfrage

Die Besonderheit dabei: Die Häuser werden nicht zum Privateigentum einzelner, sondern gehören einer Haus-GmbH, deren Anteilseigner ein aus der Hausgemeinschaft bestehender Verein und das Mietshäuser Syndikat sind. Der Hausverein, also die BewohnerInnen, bestimmen frei über all ihre Belange – ob es um Renovierungen, Ein- und Auszüge oder die Miethöhe geht. Sollte aber ein Hausverkauf, die Umwandlung in Eigentumswohnungen oder ähnliches zur Debatte stehen, müssten erst alle Mitglieder der Syndikatsverbundes zustimmen. Da das sehr unwahrscheinlich ist, sind die Verbunds-Immobilien dem Markt, und damit Wohnraumspekulationen, faktisch dauerhaft entzogen.



Finanziert wird der Kauf mit einer Mischung aus Bankdarlehen und Direktkrediten von Einzelpersonen oder Gruppen. Die Rückzahlung erfolgt durch Einnahmen aus der Miete, die die BewohnerInnen an ihre eigene Haus-GmbH zahlen, und, je nach Stand des Projekts, durch Solidartransfers in die eine oder andere Richtung. Die MieterInnen zahlen, zusätzlich zur Miete an sich selbst, einen Solidarbeitrag an das Syndikat, das aber nicht profitorientiert agiert, sondern durch diese Überschüsse andere – in der Anfangsphase oft noch defizitäre – Projekte querfinanziert. So soll ein Ausgleich geschaffen werden zwischen etablierten Altprojekten und neuen Projektinitiativen.

In besagter Anfangsphase befindet sich aktuell auch der Rote Backstein in Saarbrücken. Die Hausgemeinschaft besteht aus mehreren WGs und Einzelappartements. Einen Hof und mehrere Gemeinschaftsräume teilen sich die knapp zwölf BewohnerInnen. Das große Ziel, der Hauskauf, steht dem Roten Backstein noch bevor. Die Verhandlungen mit dem Vermieter seien inzwischen aber soweit abgeschlossen, berichtet Andreas Schmidt, einer der Mitbegründer der Initiative. Nun gelte es, Bank- und Privatkredite einzuwerben.

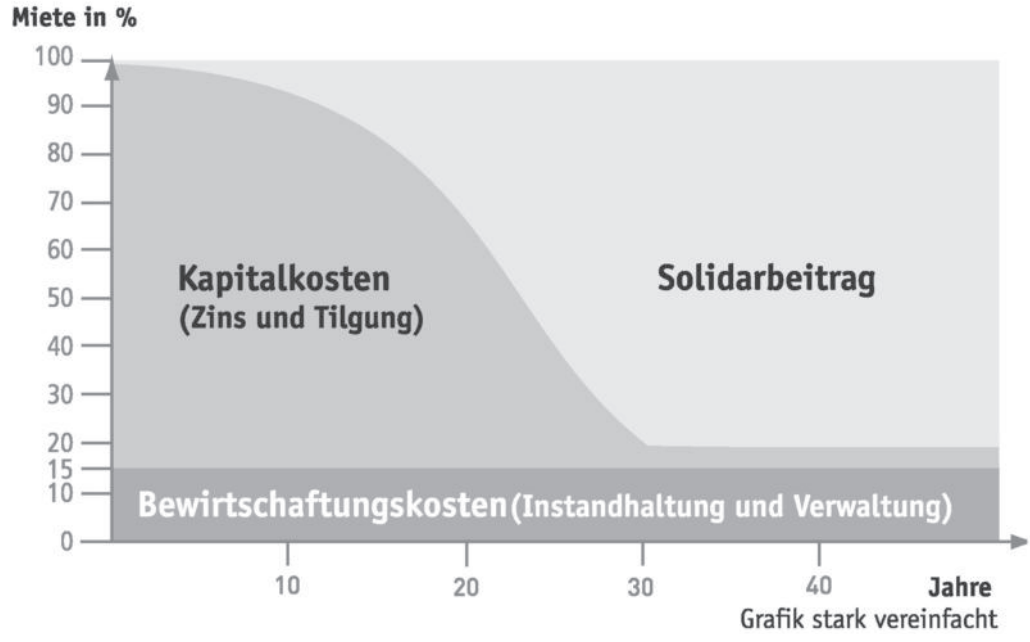
*Wie kamen Sie auf die Idee, dem Mietshäuser Syndikat beizutreten? Wie war die Ausgangssituation?*

Andreas Schmidt: Im Herbst 2016 starb unser langjähriger Vermieter, zu dem wir ein sehr gutes Verhältnis hatten. Wir kümmerten uns um die gesamte Verwaltung des Hauses eigenverantwortlich – von der Mieterauswahl bis zur Instandhaltung. Da gab es nie Probleme.

Nach seinem Tod fiel das Haus erst an eine Erbengemeinschaft und wurde dann an einen privaten Investor verkauft. Da standen wir ganz akut vor der Frage: Wie kann unsere Art und Weise des Wohnens zukünftig erhalten werden? Die Ideen reichten von Privatkauf über Besetzung bis hin zu einer Genossenschaft. Letztlich haben wir das Konzept des Mietshäuser Syndikats aber als das am besten geeignete erachtet, einfach, weil es am ehesten unserer Vorstellung entspricht.

*Was genau sprach gegen die genannten Varianten, und was für das Syndikat?*

Das Mietshäuser Syndikat ist aus der Hausbesetzerszene heraus entstanden und ist uns zum einen politisch sympathisch. Zum anderen birgt das Konzept insbesondere gegenüber dem Privatkauf einige Vorteile.



Die Eigentumsstruktur aus Hausverein und Syndikat als Eigner verunmöglicht Wohnraumspekulation und entzieht die Verbunds-Immobilien dauerhaft dem Markt. So lässt sich Wohnraum, insbesondere unser eigener, langfristig sichern. Ein weiteres Plus: Leute können jederzeit unkompliziert wieder ausziehen, weil sie ja kein persönliches Eigentum am Haus halten. Und Transferempfänger müssen ihren Anteil auch nicht als Eigentum bei den Behörden abliefern. Wir finden es gut, dass Leute, die sich einbringen, nicht dauerhaft an das Projekt gebunden sind.

*Formal bestanden ja vorher offensichtlich reguläre Mietverhältnisse. Hat diese neue Organisationsform das Zusammenleben verändert?*

Vor über 20 Jahren hatten wir vielleicht normale Mietverhältnisse. Dann haben wir aber die Mitbewohner nach und nach selbst auswählen können. Letztlich waren dann alle Wohnungen von miteinander bekannten oder sogar befreundeten Leuten bewohnt. Das war also längst kein normales Nachbarschaftsverhältnis mehr, sondern schon vorher mehr als nur ein gelegentliches Treffen auf ein Bier oder mal eben nebenan Milch und Zucker leihen. Mit dem Eintritt in den Syndikatsverbund ist jetzt einiges dazugekommen: schon ein gewisser ökonomischer Zwang, außerdem wöchentliche Debatten, Entscheidungen, Aufgabenverteilung und Erledigung, aber auch Erfolge, die gemeinsam gefeiert werden wollen. Das Verhältnis intensiviert sich durch das gemeinsame Projekt, hinter dem man steht und innerhalb dessen kollektive Entscheidungsprozesse getroffen werden. Natürlich macht das auch etwas mit der Hausgemeinschaft. Der Zwang, sich über die Zukunft Gedanken zu machen, schafft nochmal ein wesentlich engeres Verhältnis untereinander.

*Wie verlief denn der Weg vom ersten Interesse bis hin zur tatsächlichen Aufnahme ins Syndikat?*

2017 haben wir Kontakt zum Mietshäuser Syndikat aufgenommen und waren seitdem bei mehreren Sitzungen dabei. Ein etabliertes Projekt aus der Region, das SWK (Solidarischer Wohn- und Kulturraum Mannheim), wurde unser Pate und stand uns bei vielen Fragen beratend zur Seite. Es wurden viele Anträge gestellt, das war eine arbeitsintensive Zeit. Es brauchte Finanzierungspläne, das Projekt und seine Geschichte wollten vorgestellt werden, dann erfolgte die Vereinsgründung des Hausvereins, später dann auch noch die Gründung der GmbH. Das war nicht mal eben kurz nebenbei erledigt, sondern ein Prozess, der knapp zwei Jahre lief.

*Ist Ihr Verein seitdem auch aktiv im Syndikatsverbund tätig?*

Wir haben uns vorgenommen, an allen Mitglieder- und Regionalversammlungen teilzunehmen, um die weitere Entwicklung zu verfolgen. Erst fokussieren wir uns aber darauf, die eigenen Hürden in Saarbrücken zu überwinden und zunächst den Hauskauf erfolgreich abzuschließen. Kleine Projekte wie wir haben natürlich wenig Kapazitäten, um sich in die Gesamtentwicklung des Syndikats einzubringen. In Städten wie etwa Freiburg ist das anders, dort gibt es mehrere Hundert Leute in zahlreichen Projekten, wodurch die Belastung für Einzelpersonen geringer ist.

*Sind Sie bislang öffentlich in Erscheinung getreten? Wie ist die Resonanz auf Ihre Pläne?*

Wir haben an Podiumsdiskussionen teilgenommen und auch eine Veranstaltung zum Thema »Wem gehört die Stadt?« mitorganisiert. Unserem erweiterten Freundeskreis, aber auch der politisch interessierten Szene Saarbrückens haben wir unser Vorhaben schon frühzeitig bekannt gemacht, indem wir regelmäßig zu einem Format namens EfA (Essen für Alle) eingeladen haben. Das ist eine Art Informationsveranstaltungen in Verbindung mit günstigem Essen, bei dem wir Updates über Situation des Hauses geben. Da kamen schon bis zu hundert Leute, es gab viele gute Gespräche. Das macht viel Spaß, es freut uns auch, soviel Unterstützung zu erfahren.

*Wie ordnen Sie denn das Konzept politisch ein? Die aus Hausbesetzungen stammende Tradition wurde bereits angesprochen. Ist es nicht eine Resignation vor bestehenden Verhältnissen, sich von einer solchen Historie abzuwenden und stattdessen plötzlich GmbHs und Vereine zu gründen?*

Auf dem Papier ist das ein rein wirtschaftliches Projekt. Natürlich steht dahinter aber eine soziale Idee. Die Form der GmbH ist

ein reines Werkzeug. Solange kapitalistische Produktions- und Verwertungsbedingungen nicht überwunden sind, ist das schon irgendwo eine Form der Anpassung an das bestehende System, aber das ist Miete zu zahlen ja genauso. Auch wir im Projekt werden übrigens Miete zahlen, nur eben an die eigene GmbH. Diejenigen Konstrukte, die die Kapitalfraktion für große Firmen entwickelt hat, werden so umgedeutet, um eine kleine Nische der Selbstverwaltung zu schaffen.

Das ist also mehr eine Möglichkeit als ein revolutionäres Konzept. Aber vielleicht mit einem revolutionären Kern, weil man ein bisschen abweicht von kleinbürgerlichen Wohn- und neoliberalen Wohnvermarktungskonzepten. Wohnen ist Menschenrecht, auch Wohnen in der Stadt sollte jeder, der es will, können, ohne einen Großteil seiner Arbeitskraft für die Miete aufwenden zu müssen.

*Wie soll es – im Idealfall – weitergehen?*

Kurzfristig: mit dem Abschluss des Kaufvertrags. Hierzu werben wir gerade um Einlagen und Privatkredite ab 500 Euro von Leuten, die das Konzept gut finden und ihr Geld lieber in unser Projekt statt in eine Bank investieren wollen. Es gab auch schon Einlagen im fünfstelligen Bereich. Zurzeit bieten wir einfach die besseren Zinsen. Mittel- bis langfristig hoffen wir, dass sich noch mehr Projekte etablieren, sich vernetzen, sich gegenseitig unterstützen. Das wäre eine starke gesellschaftliche Veränderung. Eventuell sind wir ja der Initialzünder – der erste rote Backstein dieses Gedankengebäudes sozusagen.

saarbrücker hefte Die saarländische Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft

Mit einem ABO der *Saarbrücker Hefte* oder einer Spende unterstützen Sie dauerhaft unsere Arbeit und sorgen für Pressevielfalt in der Region!

Schreiben Sie uns an: info@saarbrueckerhefte.de
Oder einfach diese Seite kopieren, ausfüllen und an diese Adresse senden:

Saarbrücker Hefte
Karlstr. 1
66111 Saarbrücken

Ja, ich möchte gerne die Saarbrücker Hefte zum Vorzugspreis abonnieren:

Meine Kontakdaten:_____

Meine E-Mail Adresse:_____

# Kreuzzug mit Haken

## Christlicher Fundamentalismus in Saarbrücken

**Auch in Saarbrücken findet alljährlich ein sogenannter »Marsch für das Leben« statt, zuletzt am 16. November 2019. Was häufig als ›Abtreibungsgegnerschaft‹ verharmlost wird und auf den ersten Blick wie eine harmlose Prozession religiöser und moralisierender Spinner wirkt, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als der größte regelmäßig stattfindende Aufmarsch der extremen Rechten im Saarland.**

Von Klara-Katharina Bost

28. September 2019. An diesem Tag findet der International Safe Abortion Day statt – ein Aktionstag zur Entkriminalisierung von Abtreibungen. Auch in Saarbrücken haben sich zu diesem Anlass vor der Europagalerie rund 200 Menschen zusammengefunden. Sie fordern die Abschaffung der Paragrafen 218 und 219 StGB (Strafgesetzbuch) sowie das Recht der Frau auf körperliche Selbstbestimmung. Eine Rednerin beklagt einerseits die unbefriedigende Rechtslage Deutschlands im Jahr 2019, andererseits die zunehmenden antifeministischen Tendenzen mit dem Ziel, den Status quo abzuwickeln und Schwangerschaftsabbrüche am liebsten gleich ganz zu verbieten. Wie um diese Worte zu beweisen und den angesprochenen reaktionären Backlash zu illustrieren, bauen sich in diesem Moment wenige Meter neben der Kundgebung zwei Männer auf. Einer von ihnen hält ein großes Kreuz in den Händen. Sie singen und beten eifrig gegen die feministische Kundgebung an.

Die Männer gehören zum Umfeld der Piusbruderschaft, die den einmal jährlich auch durch Saarbrücken ziehenden Marsch für das Leben mitinitiiert.

Auch beim diesjährigen Saarbrücker Marsch am Samstag, dem 16. November 2019, zogen wieder knapp 150 Personen, darunter viele Eltern mit ihren Kindern, betend durch die Straßen. Dabei trugen sie Schilder wie »Deutschland treibt seine Zukunft ab« oder »Elternrecht wahren – Stoppt Genderideologie«. Der Aufmarsch stieß jedoch auf lautstarken Widerspruch: Das feministische und antifaschistische Bündnis »My body, my choice« hatte zu verschiedenen Protestaktionen aufgerufen. Vor der Beratungsstelle der ProFamilia in der Heinestraße schmetterte ein Chor von etwa 35 AktivistInnen den FundamentalistInnen feministische Lieder entgegen. Eine Demonstration mit knapp 300 TeilnehmerInnen machte in der Innenstadt auf die problematischen Inhalte der vermeintlichen LebensschützerInnen aufmerksam, und blockierte, ausgestattet mit Trillerpfeiffen und Konfetti, deren vorgesehene Route. Bei den LebensschützerInnen kam das nicht gut an: Im Netz zeigte man sich »angeekelt von diesen Pfeif-Dämonen« und beklagte, die Pforten der Hölle stünden offen.

Trotz aller Skurrilität – bei genauer Betrachtung wird schnell klar – die selbsternannten Lebensschützer sind Teil eines organisierten Antifeminismus. Der Marsch für das Leben ist kein regionales Phänomen. Vielmehr sind die radikalen Abtreibungsgegner international aktiv. Lokal werden die Aktivitäten von unterschiedlichen Bündnissen initiiert. Das können katholische oder evangelikale Christen sein – geeint werden sie durch ihren Fundamentalismus. So fand etwa am 21. September 2019 in Berlin ein großer Marsch für das Leben mit circa 8.000 TeilnehmerInnen statt, organisiert vom Bundesverband Lebensrecht. Hier in Saarbrücken sind es die Piusbrüder, die durch Anti-Abtreibungs-Aktionen versuchen, Druck auf die Öffentlichkeit, die Politik und betroffene Frauen auszuüben.




Christliche Fundamentalisten beten gegen feministische Kundgebung an, am 28. September 2019

## Lebensschutz als Deckmantel der Konservativen Revolution

Die bundesweit stattfindenden Märsche für das Leben sind eingebunden in eine internationale Kampagne, die sogenannte Pro-Life-Bewegung. Die Bewegung ist jedoch nicht so monothematisch, wie sie glauben machen will: Das Thema Schwangerschaftsabbrüche fungiert als Aufhänger gezielter Kampagnen gegen Freiheit und Selbstbestimmung. Die Rhetorik ist graduell eine andere, moralisierender, im Kern sind Ziele und Forderungen der Lebensschützer aber deckungsgleich mit denen jenes völkisch-nationalistischen Milieus, das irgendwo zwischen AfD, NPD, Neuer Rechter sowie Teilen bürgerlicher Parteien, vornehmlich CDU und CSU, zu verorten ist.

Berührungsängste mit der extremen Rechten gibt es in der Lebensschutz-Szene kaum, weder ideologisch noch personell. So marschierten in der Vergangenheit regionale Kader der NPD Saar wie Peter Marx, Harry Kirsch und Ottfried Best zwischen den Demonstrierenden mit.

Auch Jeanette Dorsch-Schweitzer, Stammrednerin und Testimonial der Piusbrüder, fällt seit Jahren durch Redebeiträge im Duktus der extremen Rechten auf. Inzwischen wurde sie für derlei Statements durch ein Mandat geadelt: Seit Juli 2019 sitzt sie als Vorsitzende der dreiköpfigen AfD-Fraktion im Stadtrat von St. Ingbert.

Die antisemitische und antimoderne Geisteshaltung der Pro-Life-Bewegung, die hinter jedem gesellschaftlichen Fortschritt eine Verschwörung von »Freimaurern« wittert, ist in vielen Teilen anschlussfähig für, wenn nicht sogar deckungsgleich mit faschistischen Ideologien. Man teilt Ideale oder Feindbilder, bemüht sich um die Normalisierung antifeministischer und völkisch-nationalistischer Narrative und arbeitet auf eine konservative Revolution hin. Auf parlamentarischer Ebene agitiert neben Teilen von CDU/CSU inzwischen auch die AfD im Sinne der braunen ChristInnen.

Gern bedient man sich dabei einer biologistischen Argumentation: Männer und Frauen seien »von Natur aus« verschieden, daher kämen ihnen innerhalb der Gesellschaft

entsprechend auch unterschiedliche Aufgaben zu. Eine derartige patriarchale Schicksalslogik reduziert Frauen auf eine Funktionalität – die als Austragungsgefäß »ungeborener Kinder« – und stilisiert die sexuelle Emanzipation zur Gefahr für die »gottgegebene Ordnung« traditioneller Familien- und Geschlechtermodelle.

## Von der Herrschaft über den Körper der Frau

Spätestens hier findet sich nun eine krude Wertegemeinschaft, ein sittlicher Konservatismus, zusammen. Die Saarbrücker LebensschützerInnen, allen voran die Piusbruderschaft, fordern in letzter Konsequenz die Errichtung eines katholischen Gottesstaats, der sich, bis auf das Label, von dem islamistischer Prägung kaum unterscheidet.

Fundamentalistische und völkisch-nationale Kreise streben den Umbau der Gesellschaft qua Familienpolitik an. »Verseuchung durch Genderirrsinn« und »Frühsexualisierung« sind dabei gern strapazierte Schlagworte. Auch Dorsch-Schweitzer streut sie gern in ihre Reden ein. Die mittelalterlich anmutende Ideologie der Fundamentalisten ist, in sich, konsistent. Unterschieden wird zwischen »biologisch-unsinnigem« und »zielführendem« Paarungsverhalten: Wer der jeweiligen religiösen Population nicht zuträglich ist oder sein möchte, gehört wahlweise bekehrt, als abnorm markiert oder, sofern die gesellschaftlichen Zustände es zulassen, auch durch eine strafende Autorität sanktioniert.

Hinter Sexualnormen stehen, frei nach Michel Foucault, gesellschaftliche Macht und Unterdrückung. Gerade religiös fundierte Herrschaftssysteme greifen auf Repressionstechniken zurück, die sich auf den Bereich der Sexualität konzentrieren. Und diese Disziplinierungsversuche treffen meist Frauen – ob es sich nun um die rigide Sexualmoral der Piusbrüder, islamischen Verhüllungsfetisch oder, zurück in der vermeintlich säkularen Sphäre des deutschen Staates, um Bevormundung qua Regelung eines medizinischen Eingriffs im Strafgesetzbuch handelt.

## Reaktionäre Kulturkritik

Der Hass auf sexuelle Selbstbestimmung der Frau und die Vielfalt sexueller Vorstellungen und Lebensweisen steht in engem Zusammenhang mit der nationalen Mission, die die Piusbruderschaft für die heterosexuelle Ehe vorgesehen hat. Das einzig erlaubte Ziel von Sexualität ist, nach dieser Auffassung, die Fortpflanzung. Lustgetriebene Sexualität,




TeilnehmerInnen des Saarbrücker "Marschs für das Leben" am 16. November 2019

die, etwa durch Verhütung oder homosexuelle Partnerschaft, nicht die Reproduktion im christlichen Sinne verfolgt, wird als Beitrag zum Aussterben des ›deutschen Volkes‹, als antivölkisches Verbrechen gewertet. Schwangerschaftsabbrüche, nach Lesart der Fundamentalchristen die Tötung ungeborenen Lebens, deklarieren sie in dieser Konsequenz als einen Genozid am eigenen Volk. Unmittelbar daran schließt sich eine rassistische Komponente an, bedient durch extrem rechte Narrative von »Umvolkung« und vermeintlicher »Diktatur einer political correctnes«. Mal geschieht das subtil durch Verweise auf die demografische Entwicklung, mal ist explizit von »Islamisierung« die Rede.

Thesen von der islamischen Übernahme des Abendlandes qua Reproduktionsvorteil gehört seit vielen Jahren zum Repertoire von Akteuren der extremen Rechten und des deutschen Neonazismus. Die alarmistische Kernbotschaft: Das ›deutsche Volk‹ stirbt aus. Gern wird auch die Shoah als Vergleich herangezogen – »Babycaust« etwa ist in der Szene ein gern verwendeter Ausdruck.

Weitere Beispiele für die Forderungen, die aus den Reihen der Piusbruderschaft erhoben werden: Die Einführung der Todesstrafe sowie die konsequente Verbannung von Gotteslästerung, Homosexualität, Pornografie aus dem öffentlichen Leben, Schwangerschaftsabbrüche müssten bestraft, vor- und außereheliche Beziehungen ebenso wie der Vertrieb von Verhütungsmitteln unterbunden, Scheidungen und Sterbehilfe ausnahmslos verboten werden. Religionsfreiheit? Unerwünscht. In aller Explizitheit nachzulesen ist das in einem Text Franz Schmidbergers, dem langjährigen deutschen Distriktoberen der Bruderschaft.[1] In seinem Beitrag greift er zudem das Parteiensystem an. Er schlägt vor, anstelle der Parteien »christliche Männer« zu installieren, »die sich durch sittliche Reife und Sorge für das Gemeinwohl auszeichnen«. Darüber hinaus sähe er es am liebsten, wenn nicht jede zur Wahl abgegebene Stimme gleich gewichtet würde.[2] Das Wahlrecht solle vielmehr auf die Familienoberhäupter ausgerichtet sein, sei doch der Familienvater weiser als sein eben erst volljähriger Sohn, der Großunternehmer vernünftiger als der Lehrling. Wählende Frauen kommen in diesem Weltbild offensichtlich gar nicht erst vor. Derlei Ausfälle scheinen aber diejenigen Vertreter und Vertreterinnen des Bundestages, die sich mit den Lebensschützern gemein machen und ihre Forderungen ins Parlament tragen, nicht weiter zu stören.

## Die Priesterbruderschaft St. Pius X.

Gegründet wurde der Orden 1970 von Marcel Lefebvre, weil die Haltung der übrigen katholischen Kirche als zu modernistisch erachtet wurde. Ausschlaggebend für die Abspaltung war das Zweite Vatikanische Konzil, in dem die katholische Kirche ihre Ansichten bezüglich der Ökumene, der Religionsfreiheit und der nichtchristlichen Religionen reformiert hat. Bei den Liberalisierungen handele es sich laut Lefebvre um einen »Komplott liberaler und antichristlicher Mächte«. In Konsequenz führte Lefebvre eigenmächtig vier vom Vatikan nicht genehmigte Bischofsweihen durch. Darauf folgte die Exkommunikation, und der Papst forderte die Katholiken auf, die Bruderschaft nicht mehr zu unterstützen. 2009 näherten sich die Piusbruderschaft und der Vatikan einander wieder an: Die Exkommunikation der vier Bischöfe, darunter mit Richard Williamson ein nachweislicher Holocaustleugner, wurde aufgehoben. Die Öffentlichkeit nahm diese Geste als Rehabilitation von Ansichten wahr, die führende Mitglieder der Piusbruderschaft vertreten. Daraufhin kam es zu inner- und außerkirchlichen Protesten. Erklärtes Ziel der Bruderschaft ist bis heute die »Verbreitung und Wiederherstellung der authentischen katholischen Lehre« – ein christlicher Gottesstaat, beruhend auf mittelalterlichen Idealen. Der inzwischen verstorbene Politikwissenschaftler Gerd Langguth bewertete die Bestrebungen der Piusbrüder als nur scheinbar religiös, vielmehr als »knallhart politisch«, demokratiefeindlich und »letztendlich gemeingefährlich«.

## Die Piusbrüder in Saarbrücken

Das Saarbrücker Priorat St. Maria zu den Engeln in der Julius-Kiefer-Straße 11 besteht seit 1978. Das Missions-Zentrum mit Kirche ist das zweitälteste und zahlenmäßig größte Priorat in Deutschland, mit einem Einzugsgebiet zwischen Südwestpfalz, Saarland und

grenznahem Frankreich. Von 500 Gläubigen besuchen laut Eigenangaben des Priorats 350 regelmäßig die täglichen, komplett in Latein gehaltenen Gottesdienste. Drei Priester und ein »Bruder«, die auch im Priorat leben, stellen die »kompromisslose Lehre des katholischen Glaubens in seiner Gesamtheit und Einheit« sicher. Zum Konzept gehört auch eine klerikale Kaderschmiede: Eine Grund-, eine Realschule und ein Internat beheimaten die »starken katholischen Führungskräfte von morgen«. Eine derselben, Pater Johannes Reinartz, outete sich in einem Interview am Rande des Marsches 2017 als Kreationist: »Das Problem ist: Wenn heute die Leute sagen, wir stammen alle vom Affen ab, ja wo ist denn da noch der Einsatz für das Menschliche, für das Humanum? Es ist letztlich alles nur noch der Beliebigkeit und dem Zufall preisgegeben. Evolution. Das hängt ja alles zusammen. Da muss man ansetzen. Da muss man ansetzen und den Menschen klarmachen: Die falschen Ideologien führen in die Irre.« Geführt wurde das Interview von Klagemauer TV. Die haben ihren Sitz in der Schweiz und werden laut MDR der Organischen Christus Generation zugeordnet, einer sektenähnlichen Gruppe unter Leitung des Automechanikers Ivo Sasek.

Klagemauer TV, auch als kla.tv bekannt, zählt Massenmedien zu den weltweit gefährlichsten Organisationen überhaupt: »Die in Lüge der Hauptmedien beginnt bei der Vortäuschung ihrer Vielfalt, obgleich sie sich doch bald weltweit in nur noch einer Hand befinden.« Verschwörungstheorien, das Narrativ Lügenpresse – auch hier finden christliche Fanatiker und extreme Rechte zusammen. MDR und BR veröffentlichten zuletzt im Februar 2019 Informationen zu Sasek. Der Laienprediger soll demnach im deutschsprachigen Raum mehrere Tausend Anhänger haben und Holocaustleugnern, Verschwörungstheoretikern und Nazis eine Bühne bieten. Und eben jenem Saarbrücker Pater Reinartz, der Sätze sagt wie: »Eine Gesellschaft, die ihr großes Ideal sieht im Liberalismus, die gibt sich selbst auf. Die wird überrannt, die wird auch keinen Bestand haben.« Das Priorat Saarbrücken vertritt, wie die gesamte Organisation, eine antipluralistische Linie. Deutlich wird das auch in den Vorträgen von Stammrednerin Jeanette Dorsch-Schweitzer. Sie war von 1989 bis 1992 Scientologin, stieg dann aus dieser Sekte aus und beriet einige Jahre öffentliche Stellen in Sektenfragen. Ihre Expertise auf diesem Gebiet beruht dabei auf der Selbstinszenierung als Scientology-Opfer. Dass sie sich anschließend anderen Sektierern anbot, deutet auf Dorsch-Schweitzers Faible für religiösen Wahn hin. Sie ist damit als abschreckendes Beispiel geeignet, als qualifizierte Beraterin keinesfalls. Die christlich-fundamentalistische Gemeinschaft geriert sich als einziger Schutz vor der als bedrohlich empfundenen Moderne.

In dieser Parallelwelt bewegen sich nicht nur Personen wie Dorsch-Schweitzer, die sich mutwillig und bewusst für den wahnhaften Feldzug gegen sexuelle wie persönliche Freiheit und Menschenrechte entschieden hat.

Vielmehr sind bei den Saarbrücker Märschen für das Leben auch auffallend viele Kinder präsent. Die Mädchen tragen Röcke. Sie verteilen Pamphlete, tragen Kerzen, beten. Ein Junge, etwa zehn Jahre alt, hält ein Schild mit der Aufschrift »Mami, gib mir die Chance zu leben«. Das ist kein Zufall: Die sogenannte Ermutigung zur Mission, das heißt die Teilnahme an derlei Aktionen in der Öffentlichkeit, ist explizit im Leitbild des Don-Bosco-Schulvereins festgehalten.

## Christliche Fundamentalisten als öffentlich finanzierter Schulträger

Der Don Bosco Schulverein e.V. untersteht vollständig dem deutschen Distrikt der Priesterbruderschaft St. Pius X. und fungiert als Träger von insgesamt drei Schulen und zwei Internaten an den Standorten Saarbrücken und Schönenberg bei Bonn. Unterrichtet wird nach einer sogenannten Präventivmethode. Die besteht darin, Jugendliche mit solch »liebevoller Wachsamkeit« zu betreuen, dass sie auf keine »schlechten Gedanken« mehr kommen. Darüber, wie diese »liebevolle Wachsamkeit« konkret aussieht, kann von außen nur spekuliert werden. Über Jahre hinweg gab es aber am Standort Saarbrücken Misshandlungsvorwürfe. Sowohl die Herz-Jesu-Realschule als auch das angeschlossene Internat wurden kurzzeitig von den Behörden wegen Zweifels an der Zuverlässigkeit des Trägers geschlossen. Die Bruderschaft setzte sich jedoch gerichtlich

durch: Beide Einrichtungen sind inzwischen wieder in Betrieb. Und beheimaten derzeit 75 Schülerinnen und Schüler. Ein kompletter Neubau soll aus Spenden finanziert worden sein. Öffentliche Finanzhilfen beziehen die Institutionen der Piusbruderschaft aber auch – 100 Prozent der laufenden Sach- und Personalkosten. Damit kommt die Bruderschaft ihrem offen erklärten Ziel, mehr Kinder zu indoktrinieren, wieder ein Stück näher: Wie Pater Reinartz am Rande der Demonstration 2017 im Interview erläuterte, solle nicht »diesen antichristlichen Lobbys da von der sexuellen Revolution einfach das Feld überlassen« werden. Um ihre Ideologie effektiv weiterzuverbreiten, setzt die Bruderschaft auch auf die Ausbildung von MultiplikatorInnen – die Einrichtungen in Saarbrücken sind zugelassene Ausbildungsbetriebe für ErzieherInnen im Anerkennungsjahr. Seit Dezember 2017 existiert laut Homepage des Don Bosco Schulvereins e.V. auch ein Kooperationsvertrag mit der Hochschule Baden-Württemberg (DHBW), der das duale Studium Sozialer Arbeit ermöglichen soll. Auf Anfrage der *Saarbrücker Hefte* zeigte sich die Hochschule überrascht von den Verbindungen der Einrichtung zur Piusbruderschaft und teilte mit, die Kooperation sei zwar angefragt worden, man habe aber danach nie wieder etwas davon gehört, mithin sei nie ein Ausbildungsvertrag zustande gekommen.

## Innerchristliche Kumpanei

In einem zunehmend antiaufklärerischen und wissenschaftsfeindlichen Milieu erhalten die Thesen der antipluralistischen »Lebensschützer« schnell Zuspruch. Bundesweit steigende Teilnehmerzahlen der Märsche sind ein Indiz. Ein anderes ist die immer unverhohlenere, öffentliche Zustimmung bis in Kreise der sogenannten bürgerlichen Mitte. Hier tut sich besonders die CDU hervor. Exemplarisch genannt seien nur die Homofeindlichkeit der inzwischen überregional bekannten Annegret Kramp-Karrenbauer. Die Verteidigungsministerin und CDU-Generealsekretärin verglich die homosexuelle Ehe mit Inzest. Oder die KonradAdenauer-Stiftung, die Anfang Februar 2018 in einem Akademie- und Tagungszentrum des Bistums Mainz eine Anti-Gender-Tagung durchführte.

Demgegenüber gilt es festzuhalten: Die Entscheidung für oder gegen eine Abtreibung obliegt der ethischen Bewertung der werdenden Mutter. Die Frage, wie mühsam erkämpfte, emanzipatorische Errungenschaften vor den extrem rechten und immer gezielter politisch agierenden Lebensschützern geschützt werden können, obliegt uns allen.

Die sogenannten Lebensschützer sind auf einem Kreuzzug gegen den Fortschritt. Wie das von vielen ihrer historischen Vorläufer folgt auch ihr Handeln einer religiösen Motivation und einer identitätsstiftenden Absicht, ihr Ziel ist die Expansion und Aufrechterhaltung der Machtposition religiöser Bevormundung. Und bei eben jener Bevormundung schließt sich der Kreis. Eine säkulare Gesellschaft, in der die Verfügungsgewalt der Frau über ihren eigenen Körper ausschließlich bei ihr selbst liegt, in der ihr körperliche und sexuelle Selbstbestimmung ermöglicht werden, das wollen weder die beiden betenden Männer vor der Europagalerie, noch diejenigen Akteure im Bundestag, die die Abschaffung von § 218 StGB bislang verhinderten. Und so geht der patriarchal-paternalistische Spießrutenlauf, den Frauen vollführen müssen, bevor sie eine Entscheidung über ihren Körper und ihre Zukunft treffen dürfen, weiter.
Vorerst.

Anmerkungen

1 Franz Schmidberger: »Grundsätze einer christlichen Gesellschaftsordnung«, in: CIVITAS. Zeitschrift für das Christliche Gemeinwesen (2007), S. 43–47.

2 »Entspricht der heutige Grundsatz ›jeder Wahlberechtigte hat ein und dieselbe Stimme‹ (one man one vote) wirklich der Naturordnung? Ein Familienvater hat mehr Verantwortung und normalerweise auch eine tiefere Einsicht in das Wohl der Gesellschaft als sein eben volljährig gewordener Sohn; ein Unternehmer mit tausend Angestellten trägt mehr Verantwortung als sein jüngster Lehrling. Würde nicht ein wesentlich auf die Familienoberhäupter abgestütztes Wahlrecht der Familie als Zelle der Gesellschaft eine ganz andere Stellung verleihen?«, ebd., S. 44.

# Kampf gegen Fluchtursachen?

Im Frühjahr 2018 war es eines der beherrschenden Themen in den Medien: In der Bremer Außenstelle des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge sollten tausende Verfahren yezidischer Flüchtlinge zu deren Gunsten manipuliert worden sein. Als Verantwortliche hierfür wurden u.a. die Leiterin der Außenstelle sowie drei Rechtsanwälte ausgemacht. Die Rede war von einer Anti-Abschiebeindustrie.

Von Bernhard Dahm

Wer mit der Situation der Yeziden vertraut ist, fragte sich, was das Ganze bedeuten sollte. Ist doch bekannt, dass die Yeziden in ihren Wohngebieten ständigem Verfolgungsdruck ausgesetzt sind. Bei ihnen handelt es sich um kurdische Volkszugehörige, die hauptsächlich im nördlichen Irak, in Nordsyrien und in der südöstlichen Türkei leben, in geringerem Umfang auch in Armenien und im Kaukasus. Sie verehren den Engel Pfau, der nach ihrem Glauben von Gott als einer von sieben Erzengeln zum Stellvertreter auf Erden erhoben, dann aber in Ungnade gefallen und deswegen in die Hölle verbannt worden war. Nach Rehabilitierung und Vergebung seiner Schuld wurde er wieder als Stellvertreter eingesetzt. Wegen seiner ehemaligen Verbannung werden Yeziden jedoch von Seiten der Moslems als Teufelsanbeter und damit als Ungläubige angesehen, weshalb sie mit dem Tod bedroht werden. Gegen ihre Verfolgung haben sie, die in Karl Mays »Durchs wilde Kurdistan« und »Durch die Wüste« Erwähnung finden, sich einigermaßen dadurch geschützt, dass sie ihre Dörfer in Symbiose mit christlichen Siedlungen angelegt haben, wobei die Bewohner sich gegenseitigen Schutz bieten. Gleichwohl werden Yeziden immer wieder Opfer von Übergriffen. Im Sommer 2014 war es mit der Sicherheit im Nordirak endgültig vorbei, als der Islamische Staat tausende männliche Angehörige der Glaubensgemeinschaft tötete und Frauen und Kinder als (Sex-)Sklavinnen und Sklaven gefangen nahm, verkaufte und missbrauchte. Auf der Flucht vor dieser Verfolgung kamen viele Yeziden nach Deutschland, wo es bereits eine Diaspora von etwa 150.000 bis 200.000 Glaubensgenossen gab.

In Deutschland angekommen, erhielten sie dann auch nachvollziehbarerweise den Flüchtlingsstatus. Der 2018 erhobene Vorwurf der Manipulation erschien vor diesem Hintergrund geradezu als grotesk. Es drängte sich vielmehr der Eindruck auf, dass eine Kampagne gegen Flüchtlinge als solche losgetreten werden sollte. Im Nachhinein hat sich dieser Eindruck bestätigt. Bei zwischenzeitlich 18.000 durchgeführten Überprüfungen Yeziden betreffender anerkennender Entscheidungen der Bremer Außenstelle der Flüchtlingsbehörde wurde festgestellt, dass in 47 Fällen zu Unrecht eine positive Entscheidung getroffen worden war. Mithin waren 0,23 Prozent der ergangenen Bescheide fehlerhaft. Diese Zahl spricht für sich. Vergleicht man sie dann noch mit der großen Anzahl von Gerichtsurteilen, mit denen ablehnende, den Rechtschutz von Flüchtlingen verneinende Bescheide der Asylbehörde als rechtswidrig aufgehoben wurden, kann man sich in der Tat nicht des Eindrucks erwehren, dass hier keineswegs versehentlich Aufregung geschürt wurde. Offensichtlich steckte hinter dem gesamten Vorgehen das Kalkül, ein härteres Vorgehen gegen Flüchtlinge zu rechtfertigen. In Kenntnis prognostizierter weltweit weiter ansteigender Flüchtlingszahlen meinten die hierzulande verantwortlichen Politiker offensichtlich, mit Kriminalisierungsstrategien auf diese Entwicklung reagieren zu müssen, um sodann auch noch en passant den rechten Rand der Wahlbevölkerung bedienen zu können.

## Fluchtursachen

Gab es 2018 weltweit ca. 60 Millionen Flüchtlinge, wird für die nächsten Jahre von einem Anstieg dieser Zahl auf 215 Millionen Menschen ausgegangen. 2018 haben ca. 20 Prozent der Migranten in den Industrienationen, also in den Ländern, von denen oftmals die Ursachen für ihre Flucht ausgehen, um Schutz nachgesucht. Die Flüchtenden sind u.a. vor Kriegen und der Zerstörung ihrer Lebensgrundlage geflohen. Wobei zudem die Kriege in Syrien und im Jemen ja überhaupt erst durch Waffenlieferungen von Seiten der Industrienationen ermöglicht werden. EU-subventionierter Lebensmittelexport in afrikanische Länder zerstört die Existenzgrundlage der dort lebenden Bauern. Der Aufbau einer weltmarktorientierten Lebensmittelindustrie durch Agrarkonzerne, z.B. in Äthiopien, führt dazu, dass die für die Ernährung der einheimischen Bevölkerung erforderlichen Landflächen nicht mehr für die Menschen zum Eigenanbau zur Verfügung stehen. Europäische Fangflotten fischen vor den Küsten Westafrikas alles leer und entziehen so den einheimischen Fischern ihre Lebengrundlage. Der Klimawandel wird in den kommenden Jahren mitverantwortlich dafür sein, dass es für Millionen von Menschen in ihren Heimatländern keine Perspektiven mehr gibt. Sei es, dass ganze Landstriche durch das Ansteigen des Meeresspiegels von der Landkarte verschwinden, wie z.B. im Fall von Bangladesch, sei es, dass Regionen, die bislang noch in der Lage waren, Lebensmittel für die eigene Bevölkerung zu produzieren, aufgrund von Trockenheitskatastrophen hierzu nicht mehr in der Lage sein werden. Schon jetzt trifft dies für Afghanistan, eines der Hauptherkunftsländer von Flüchtlingen, zu. Die Ernährungssituation in diesem Land hat sich in den letzten beiden Jahren aufgrund stark zurückgehender Ernten katastrophal verschlechtert. Dies trifft die von Anschlägen ständig bedrohte Bevölkerung in besonderem Maße.

Wenn hierzulande propagiert wird, man müsse Fluchtursachen bekämpfen, geht es offensichtlich nicht um die zuvor skizzierten Gründe für den Exodus von Millionen von Menschen. Diese anzugehen, würde bedeuten, den dem herrschenden Wirtschaftssystem immanenten Zwang zu Wachstum und Gewinnsteigerung in Frage zu stellen. Stattdessen werden Symptome als die zu bekämpfenden Fluchtursachen ausgegeben, womit dann der Kern des Problems unangetastet bleibt. Mit ständigen Gesetzesverschärfungen im Flüchtlingsrecht und Kriminalisierungsstrategien können jedenfalls keine Fluchtursachen bekämpft werden. Eine Politik, die vorgibt, mit diesen Mitteln Flüchtlingszahlen reduzieren zu wollen, ist nicht glaubhaft, da sie ganz offenkundig die tatsächlichen Ursachen für Flucht ignoriert.

## Straftäter, Gefährder, Identitätsverweigerer

Mit der Kriminalität der Betroffenen wird auch die Abschiebung von in Deutschland abgelehnten Flüchtlingen nach Afghanistan gerechtfertigt. Diese wurde bislang nicht nur damit legitimiert, dass es sich bei den Abgeschobenen um Straftäter und Gefährder, sondern auch um hartnäckige Identitätsverweigerer handele. Dabei kann ein Flüchtling aus Sicht der deutschen Behörden schnell zum Identitätsverweigerer werden. Von abgelehnten Flüchtlingen wird nämlich die Vorlage eines gültigen afghanischen Reisepasses erwartet, um sie abschieben zu können. Soweit ein solcher nicht vorhanden ist, muss er bei einem afghanischen Konsulat beantragt werden. Um ihn zu erhalten, muss der Flüchtling dort zunächst einmal eine Tazkira, einen Personalausweis, vorlegen. Besitzt er auch dieses Papier nicht, muss es in Afghanistan besorgt werden. Hierzu muss der Flüchtling aber zunächst einmal jemanden haben, der dies für ihn bewerkstelligen kann. Befinden sich im Heimatland keine Familienangehörigen mehr oder ist es angesichts der landesweit drohenden Anschlagsgefahr nicht möglich, das Dokument zu besorgen, wird man hierzulande prompt zum Identitätsverweigerer.

Zwischenzeitlich werden allerdings auch Personen nach Kabul abgeschoben, die nicht zu den vorerwähnten Gruppen gehören. Damit wird deutlich, dass es sich bei der Kriminalisierung nur um einen Türöffner handelte, um die Öffentlichkeit auf breit angelegte Abschiebungen in das von Gewalt und Terror geschüttelte Land vorzubereiten. Aus dem Saarland wurden bislang am

14.08.2018, am 13.11.2018, am 04.12.2018 sowie am 07.01.2019 fünf Personen nach Afghanistan abgeschoben, wobei sich nach Angaben des saarländischen Innenministeriums hierunter drei Straftäter, ein Identitätsverweigerer und eine »sonstige ausreisepflichtige Person« befunden haben sollen. Einer dieser Abgeschobenen hatte zuvor im Gaststättengewerbe gearbeitet und in diesem Bereich auch eine Ausbildung angestrebt. Dass er sich in der Vergangenheit etwas hätte zu Schulden kommen lassen, ist nicht bekannt. Was aus ihm nach seiner Abschiebung geworden ist, weiß niemand. Der Kontakt zu einer Deutschen, der bis kurz nach seiner Ankunft in Afghanistan bestand, ist abgebrochen. Bekannt ist, dass der junge Mann große Angst um sein Leben für den Fall der Abschiebung hatte. Und dies nicht zu Unrecht.

## Die Situation Abgeschobener in Afghanistan

Die Lebensverhältnisse in dem Land am Hindukusch können Abschiebungen dorthin nämlich unter keinen Umständen rechtfertigen. 54,5 Prozent der afghanischen Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze, die Arbeitslosenquote beträgt über 40 Prozent. Über die Hälfte der unter fünfjährigen Kinder ist mangelernährt. Das Überleben nach Rückkehr hängt davon ab, ob eine Einbindung in soziale Netzwerke möglich ist. Wer bei seiner Rückkehr Wohnung und Arbeit sucht, kann diese ohne Unterstützung durch ein solches Netzwerk nicht finden. Es bedarf eines Bürgen, der die Integrität des Betroffenen bestätigen kann. Vor dem Hintergrund vielfältiger Konfliktlinien – diese reichen von Anschlagsgefährdung durch Taliban und IS-nahe Gruppierungen bis hin zur Gefährdung durch kriminelle Strukturen, z.B. auch aufgrund der bis in höchste Regierungskreise vorhandenen Korruption – bedarf es des Zugangs zu sicherheitsrelevanten Informationen, um nicht zum Opfer zu werden. Je weniger spezifisch lokales Wissen Betroffene haben, desto weniger ist es ihnen möglich, nicht nur sich anbahnende, sondern selbst akut eingetretene Gefahren situativ angemessen einzuschätzen oder aber durch ihr Verhalten eine Provokation von Gefährdungssituationen zu vermeiden. Institutioneller sowie privater Machtmissbrauch sowie organisierte bandenmäßige Kriminalität sind so für all jene nicht vorhersehbar, die nicht über potente politische oder militärische Unterstützer verfügen. Zu einem Opfer humanitärer Not zu werden, ist vorhersehbar und nicht vermeidbar, sofern es keine Rückgriffsmöglichkeit auf unterstützungswillige und -fähige Netzwerke gibt. Um entsprechende Unterstützung zu erhalten, muss der Hilfesuchende seinerseits vertrauenswürdig sein. Eine solche Vertrauenswürdigkeit liegt jedoch bei unfreiwillig aus Europa zurückgekehrten Flüchtlingen per se nicht vor. In der afghanischen Gesellschaft herrscht das Bild vor, dass es für Flüchtlinge im »Goldenen Westen« leicht ist, ein Aufenthaltsrecht zu erhalten. Wem dies nicht gelingt, muss nach der herrschenden Sichtweise dies selbst verschuldet haben, weshalb er als Versager stigmatisiert ist. Versager aber haben in einer Gesellschaft, in der fast alle um das eigene Überleben kämpfen und in der das Recht des Stärkeren gilt, keine Chance. Andererseits müssen aus Europa Abgeschobene befürchten, Opfer von Entführungen zu werden, da Ihnen trotz ihres Versagens Fuß zu fassen, unterstellt wird, im »Westen« Reichtümer angehäuft zu haben. Ein weiteres Gefahrenmoment für die unfreiwilligen Rückkehrer besteht darin, dass ihnen eine Verwestlichung und damit der Abfall vom Islam zur Last gelegt wird. Wer jahrelang in Europa und in Deutschland gelebt hat, hat zwangsläufig hiesige Verhaltensweisen übernommen, die er nach Rückkehr in das Heimatland nicht so leicht ablegen kann und die ihn so schnell als jemanden entlarven, der bei den Ungläubigen gelebt hat und der so selbst zum »Ungläubigen« geworden ist. Er muss jederzeit damit rechnen, getötet zu werden. Auch wird die Flucht nach Europa von Seiten der Taliban als ein Akt des Ungehorsams gewertet. Wer sich durch seine Flucht ihrem allumfassenden Machtanspruch entzieht, wird als zu liquidierender Feind betrachtet. Er ist nach Auffassung der Organisation, die in Afghanistan landesweit über Mittelsmänner verfügt und die so in der Lage ist, aus Europa zurückkehrende Flüchtlinge schnell zu identifizieren, nur des Todes würdig.

Angesichts einer solchen Gefährdungssituation sind im Übrigen selbst die vorerwähnten Netzwerke nicht bereit, die

Betroffenen zu unterstützen. Auch ein Netzwerk kann in diesem Land nur ungefährdet agieren, solange es nicht mit einer Person in Zusammenhang gebracht wird, die ihrerseits gefährdet ist. Angesichts der bestehenden vielfältigen Konfliktlinien im Land müssen sich die Netzwerke selbst absichern, um nicht in Interessenwidersprüche zu geraten. Die Vertrauenswürdigkeit unfreiwilliger Rückkehrer ist regelmäßig grundlegend in Frage gestellt. Wer einen Rückkehrer aufnimmt, und sei dies die eigene Familie, signalisiert die Unterstützung eines Kriminellen bzw. eines vom Islam Abgefallenen. Das von europäischen Behörden verbreitete Bild, wonach nur Kriminelle nach Afghanistan abgeschoben werden, hat sich dort bis in höchste Kreise verbreitet. Die Betroffenen haben ihr Recht auf Unterstützung in ihrem Heimatland verwirkt.

Zwischenzeitlich finden monatlich Abschiebungen von Deutschland nach Kabul statt. Als Fanal bezweckt war der am 69. Geburtstag von Bundesinnenminister Horst Seehofer durchgeführte Abschiebeflug mit 69 außer Landes gebrachten Flüchtlingen im letzten Jahr. Einer der Abgeschobenen hat nach Ankunft in Kabul Selbstmord begangen. Den Bundesinnenminister hat dies nicht sonderlich berührt. Die Abschiebungsflüge nach Afghanistan werden fortgeführt. Angesichts dessen, dass viele der Abgeschobenen bis zuletzt in Deutschland die Schule besucht, gearbeitet, bzw. ein Ausbildungsverhältnis angestrebt oder sich bereits in einem solchen befunden haben, und vor dem Hintergrund ihrer guten Integrierung in die hiesigen Lebensverhältnisse werden die Abschiebungen von Protesten aus der Zivilgesellschaft begleitet. ProAsyl und die Flüchtlingsräte der Bundesländer kündigen die Abschiebungstermine an. Diese Form zivilgesellschaftlichen Engagements aber ist den zuständigen Politikern und Beamten zu viel. In Zukunft ist im Rahmen des zwischenzeitlich verabschiedeten »Geordnete-Rückkehr-Gesetzes« vorgesehen, dass mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren bedroht wird, wer einen bevorstehenden Abschiebungstermin öffentlich macht. Sollten von einer solchen Strafandrohung ursprünglich nicht nur Amtsträger, sondern auch Akteure der Zivilgesellschaft gleichermaßen betroffen sein, sind Letztere nach der vom Bundestag verabschiedeten Gesetzesfassung von Strafe nur noch bedroht, wenn sie Amtsträger dazu anstiften, Namen von von Abschiebung Bedrohten bekannt zu geben, oder wenn sie Amtsträger bei der Veröffentlichung der Namen unterstützen, was immer das heißen mag.

## Kirchenasyl

Durch Kriminalisierung wollen die Verantwortlichen offenbar auch das Thema »Kirchenasyl« beenden. Kirchenasyl wurde in den letzten Jahren vermehrt gewährt, wenn humanitäre Härtefälle vorlagen, die bei der gegebenen Gesetzeslage keine Lösung fanden. In ca. 80 Prozent der Fälle, in denen sich Menschen in Kirchenasyl begaben, gab es dann eine Lösung für die Betroffenen. Staatlicherseits wurde jedoch oftmals die Behauptung aufgestellt, durch die Gewährung des Kirchenasyls werde die staatliche Ordnung missachtet. Flüchtlinge und Geistliche würden sich über das geltende Recht hinwegsetzen. Zwischenzeitlich von der Rechtsprechung bestätigt wurde jedoch, dass es sich bei »Kirchenasyl« lediglich um einen demonstrativen Akt handelt, wobei die Behörden, wenn sie denn wollten, die sich in kirchlichen Räumlichkeiten Befindlichen jederzeit aus diesen herausholen und abschieben könnten. Trotz allem soll das »Kirchenasyl« von der politischen Landkarte verschwinden. Um dies zu erreichen, erfolgt zunehmend eine Kriminalisierung der Betroffenen: zum einen der Flüchtlinge, die sich in das Asyl begeben, und zum anderen der Geistlichen, die es gewähren.

So fanden im Januar 2019 bei vier Pfarrern in Rheinland-Pfalz, die Flüchtlinge aus dem Sudan aufgenommen hatten, Hausdurchsuchungen statt. Und dies, obwohl das Verwaltungsgericht Trier zuvor Klagen der betroffenen Flüchtlinge gegen ihre Abschiebung stattgegeben hatte. Das Gericht hatte die Auffassung der Flüchtlinge bestätigt, dass die Bundesrepublik Deutschland für die Durchführung ihrer Asylverfahren zuständig geworden war, nachdem das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in Kenntnis ihres Aufenthaltsortes ihre Abschiebung in den ursprünglich zuständigen Mitgliedstaat im Rahmen eines Dublin-Verfahrens nicht

durchgeführt hatte. Das Bundesamt unterlag in den Verfahren mit seiner Auffassung, wonach die Betroffenen sich durch ihren Aufenthalt im Kirchenasyl in der Illegalität befunden hätten, weshalb sie weiterhin abgeschoben werden dürften. Das Landgericht Bad Kreuznach hat im April diesen Jahres zudem entschieden, dass auch die von der Staatsanwaltschaft initiierten Durchsuchungen bei den Geistlichen rechtswidrig waren und dass die Gewährung des Kirchenasyls keine strafbare Handlung darstellt.

## Die Geschichte von Blida

Auch in Saarbrücken wurden 2017/2018 mehrere Ermittlungsverfahren gegen zwei Kirchenasyl gewährende Geistliche sowie gegen die davon betroffenen Flüchtlinge eingeleitet. In einem der Fälle ging es um eine irakische Familie, die mit einem von Frankreich ausgestellten Visum zu ihrem in Saarbrücken lebenden Sohn mit deutscher Staatsangehörigkeit gelangt war und die hier dann einen Asylantrag gestellt hatte. Nach dem Dublin-Verfahren wäre aufgrund der Erteilung des Visums Frankreich für die Durchführung des Verfahrens zuständig gewesen. Die Familie erhoffte jedoch aufgrund von Erkrankungen der Eltern Unterstützung durch ihren in Saarbrücken lebenden Sohn. Der Asylantrag wurde wegen der originären Zuständigkeit Frankreichs als unzulässig abgelehnt und die Abschiebung nach dort angeordnet. Nach Schilderung der Familie wurde sie von Polizisten an die deutsch-französische Grenzübergangsstelle »Goldene Bremm« verbracht. Dort allerdings war von französischer Seite niemand zugegen, um sie in Empfang zu nehmen. Erst auf Veranlassung der Familie rief ein deutscher Beamter seine französischen Kollegen in Forbach an und erhielt von dort eine Adresse in Metz, wo man sich hinbegeben solle. Dort angekommen, konnte man nach stundenlangem Warten in Erfahrung bringen, dass doch eine andere Stelle zuständig sei. Aufgrund Dienstschlusses konnte die Familie – Eltern mit zwei minderjährigen Töchtern – an dieser Stelle aber erst am nächsten Morgen vorsprechen, um sodann wiederum in Erfahrung zu bringen, dass es derzeit keine Plätze für ihre Unterbringung gebe. Stattdessen wurde man ganz offiziell darauf verwiesen, sich in das informelle Flüchtlingslager »Blida« zu begeben. Hierbei handelte es sich um einen LKW-Parkplatz voller Steine und Wasserpfützen, auf dem eine Reihe kleiner Zelte stand, in die man nur durch Hineinkriechen gelangen konnte. Trotz intensiver Suche konnte kein Verantwortlicher gefunden werden. Ohne Weiteres feststellbar waren allerdings ganz offen mit Drogen handelnde, bewaffnete Männer. In dieser Situation begab sich die Familie wieder zurück nach Lebach und stellte hier einen weiteren Asylantrag, der dann noch einmal abgelehnt wurde. Wiederum sollte sich die Familie nach Frankreich begeben. Da sie keinen Ausweg sah, begab sich die Familie stattdessen in Saarbrücken ins Kirchenasyl.

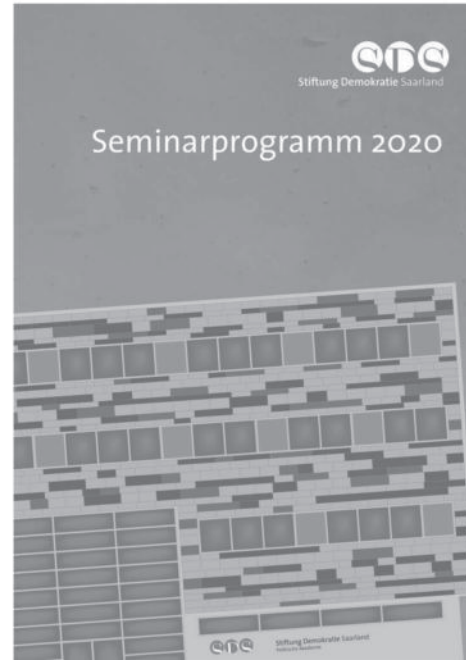
Die Ermittlungsverfahren gegen die Familienangehörigen und gegen den das Kirchenasyl gewährenden Geistlichen hat die Staatsanwaltschaft Saarbrücken zwischenzeitlich wegen »geringer Schuld« eingestellt. Auch in weiteren, gleich gelagerten Fällen konnte sich die Saarbrücker Staatsanwaltschaft nicht dazu durchringen, die Verfahren, wie andernorts geschehen, einzustellen, weil überhaupt keine Straftat feststellbar war. Gleichwohl ist festzuhalten, dass es bislang im Saarland in keinem Kirchenasylfall eine strafrechtliche Sanktionierung gab. Vor diesem Hintergrund stellt sich dann allerdings die Frage, wieso Ermittlungsverfahren überhaupt in die Wege geleitet wurden. Um Priester in Zukunft abzuschrecken, Flüchtlinge in kirchlichen Räumlichkeiten aufzunehmen, da sie fortwährend doch eine Verurteilung befürchten müssen?

Stiftung Demokratie Saarland

Europaallee 18, 66111 Saarbrücken, Tel.: 0681 / 906 26 - 0, Fax: 0681 / 906 26 - 25
eMail: info@sdsaar.de, url: www.sdsaar.de

# Neues Seminarprogramm erschienen!

kostenloser Download unter:
*https://www.stiftung-demokratie-saarland.de/fileadmin/62sds-web/medien/news/downloads/Seminarprogramm_2020.pdf*



# Nachruf Dr. Doder

Von Sadija Kavgić

Es muss schon Herbst gewesen sein im Jahr 1993, als ich Dragomir Doder zum ersten Mal aufgesucht habe. Ich erinnere mich nicht genau. Es ist schon lange her. Saarbrücken hatte da noch die Postleitzahl 6600. Am Landwehrplatz war der Busbahnhof. Und im rechten Flügel der Alten Feuerwache, am Landwehrplatz 2, wimmelte es von engagierten Bürgern, die in zahlreichen Vereinen und Initiativen aktiv waren. Die Alten Feuerdrachen. Benannt nach ihrem Dachverein, mit dem die Stadt einen Nutzungsvertrag für das Gebäude ausgehandelt hatte. Die ganze alternative und linke Szene der Stadt war dort versammelt. Es war ein selbstverwaltetes Haus, das immer offen stand. So benutzten es auch viele Drogenabhängige, was über die Jahre zur Verwahrlosung des Gebäudes führte. Die darin noch verbliebenen Vereine wurden von der Eigentümerin mit diesen Problemen alleingelassen. Da es sich ohnehin um politisch unliebsame Subjekte handelte wie um die Antifa und um lobbylose Vereine, insbesondere um solche, die irgendwas mit kurdisch, anatolisch, lateinamerikanisch heißen, fiel es dem Saarbrücker Stadtrat nicht schwer, den Vertrag zu kündigen. Einstimmig, am 04.12.2003 und von einer Pressekampagne begleitet. Jährlich würde die Stadt dadurch 50.000 Euro sparen, hieß es damals. Und dann stand das Haus sechs Jahre lang leer.

Mit alledem hatte Dragomir Doder nur am Rande zu tun. Er war Mitarbeiter der Arbeiterwohlfahrt, die das Erdgeschoss genutzt hatte. Außer ihm, dem Berater für jugoslawische Gastarbeiter, hatten dort noch zwei Kollegen, die für türkische zuständig waren, gearbeitet. Zunächst zu der Zeit, in der sich niemand in der damaligen Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien vorstellen konnte, dass das Land bald in einem furchtbaren Krieg untergehen würde. Dieser Krieg war auch für mich der einzige Grund nach Deutschland zu kommen. Wie viele andere Kriegsflüchtlinge hatte ich damals keinerlei Deutschkenntnisse und suchte Hilfe.



Als ich diese Beratungsstelle also zum ersten Mal betrat, sah ich vor mir einen gemächlichen Mann. Sein Arbeitsplatz war karg eingerichtet. Umso wohltuender war seine Herzlichkeit, die gewiss auch mit seinem Vornamen zusammenhing: Dragomir, der Mann, der den Frieden gerne hat. Ich zeigte ihm meine Schulzeugnisse und er zögerte nicht: Er beschwor mich, ich solle mich ins Zeug legen und schnell Deutsch lernen, dann könne auch ich, so wie er, als Dolmetscherin arbeiten. Ich hätte doch alle Voraussetzungen dafür. Das war typisch für Dragomir: Keine Angst vor der Konkurrenz und nur das Wohl der Hilfesuchenden im Sinn. Ist doch normal, denken Sie vielleicht, bei einer Beratungsstelle. Ja, so hatte ich auch gedacht, bis ich in weiteren Jahren meines Kriegsflüchtlingsdaseins zuhauf andere Erfahrungen gesammelt habe.

Dragomir erzählte mir, dass er wenige Jahre zuvor aus Jugoslawien als Muttersprachlehrer für die Kinder der jugoslawischen Gastarbeiter entsandt worden war. Das passte gut, da er in Jugoslawien Deutschlehrer gewesen war. Doch sehr bald gab es hier keine Schulklasse mehr, die er unterrichten konnte. Er wurde arbeitslos und hatte diesen Job bei der AWO gefunden. Und dann erlag Jugoslawien dem nationalistischen Hass und Millionen Menschen suchten das Weite. Die stolzen Jugoslawen suchten nun als geflüchtete Kroaten, Serben, Albaner, Bosnier, Montenegriner, Mazedonier dringend Hilfe: Briefe schreiben, Kontakt in die Heimat aufnehmen, Reisedokumente beschaffen, Aufenthaltsfragen lösen, Familien zusammenführen, Dolmetschen, Übersetzen von Geburtsurkunden, Schulzeugnissen, Vermisstensuche, … Dragomir war da. Und half. Notfalls auch mit einer Schlafstelle in seiner eigenen Wohnung.

Bei einem meiner späteren Besuche zerbrach sich Dragomir gerade den Kopf darüber, wie er in Zukunft seinen Arbeitsplatz nennen könnte. Der gefundene Name »Beratungsstelle für ausländische ArbeitnehmerInnen aus den südslawischen Staaten« erwies sich jedoch nicht als Glücksbringer. Die Alte Feuerwache wurde aufgeräumt und die hier ansässigen Vereine wie auch die Beratungsstellen mussten ausziehen. Dragomir setzte seine Arbeit in der Lebacher Straße fort. Aber nichts war so wie früher. Nicht einmal die Sprache, für die er, so wie ich in der Zwischenzeit auch, vereidigt war. Anstelle einer Standardsprache, des Kroatoserbisch-Serbokroatischen, entstanden Bosnisch, Kroatisch, Serbisch und Montenegrinisch. Die Welt, in der das ehemalige Jugoslawien, seine Staatsbürger und ihre Lebensart hochgeschätzt worden waren, schrumpfte proportional zum Sieg des Ethnonationalismus und Faschismus zusammen.

Auch Dragomir ging es gesundheitlich nicht mehr so gut. Solange er noch konnte, lebte er wie ein Bohemien und gab gerne sein letztes Geld aus, um anderen einen auszugeben. So wie er sich selbst nie geschont hat, so war ihm auch das Geld nie wichtig. Seine Rentenansprüche addierten sich aus fünf Ländern. Dennoch sollte er aufgrund seines niedrigen Einkommens den Rastpfuhl nie wieder verlassen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er im nach der Antifaschistin Johanna Kirchner benannten Seniorenzentrum der AWO. Der Name gefiel ihm und auch sonst klagte er nicht. Er überlebte fünf Schlaganfälle und einen Herzinfarkt. Er liebte es zu lesen. Und freute sich über die wenigen BesucherInnen, mit denen er ein wenig plaudern konnte.

Dragomir Doder wurde am 16. November 1941 geboren. Seinen Vater lernte er erst vier Jahre später, nachdem dieser aus deutscher Kriegsgefangenschaft befreit worden war, kennen. Die eigene Tochter, die er seit ihrem zweiten Lebensjahr nicht mehr gesehen hatte, traf Dragomir erst wieder, als sie 1993 mit ihrer Familie als Flüchtling nach Mainz gekommen war. Der Kontakt hielt an, solange Dragomir sich mit der nun wieder in Serbien lebenden Enkelin im Internet verständigen konnte. Dragomir Doder ist am 6. September im Alter von 77 Jahren gestorben. Er wurde am Donnerstag, dem 26. September 2019 auf dem Waldfriedhof Burbach beigesetzt.

Laka mu bila zemlja.
Möge ihm die Erde leicht sein.

# Die Saarabstimmung 1935

Nach der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur im Deutschen Reich am 30. Januar 1933 blieb das von diesem 1918 abgetrennte Saargebiet die einzige deutsche Region, in der die Nazis noch nicht an der Macht waren. Am 13. Januar 1935 sollte die Bevölkerung über die weitere Zukunft des Saargebiets entscheiden. Die Augen der ganzen freien Welt waren auf das Saargebiet gerichtet.




Kundgebung der antifaschistischen Einheitsfront am 6. Januar auf dem Kieselhumes in Saarbrücken

# Deutsche Front zwischen Prag und Saarbrücken

Von Erich Später

6. Januar 1935. Auf dem Sportplatz am Kieselhumes versammeln sich nach verschiedenen Angaben zwischen 25.000 und 30.000 saarländische Hitler-Gegner, um in einem letzten verzweifelten Appell an die saarländische Bevölkerung den drohenden Anschluss des Landes an Hitler-Deutschland zu verhindern.

Die saarländischen Antifaschisten sind zu diesem Zeitpunkt in der saarländischen Volksgemeinschaft bereits isoliert. In vielen saarländischen Städten und Gemeinden ist es lebensgefährlich geworden, gegen den Anschluss zu kämpfen. Die mutigen Männer und Frauen, die an diesem Tag versammelt sind, haben, trotz der Siegeszuversicht, die die Redner Max Braun (SPD) und Fritz Pfordt (KPD) ausstrahlen, wenig Hoffnung, das Blatt am 13. Januar zu wenden. Dennoch sind sie alle da, die militanten Anhänger von SPD/KPD und die oppositionellen Katholiken, und appellieren an ihre Landsleute das demokratische Saarland zu verteidigen.

Die übergroße Mehrheit der Saarländerinnen und Saarländer allerdings fiebert an diesem Tag der Vereinigung mit Hitlers Deutschland entgegen. Wenige Stunden vor der Kundgebung der saarländischen Antifaschisten auf dem Kieselhumes marschierte die sich formierende NS-Volksgemeinschaft zum Saarbrücker Wackenberg[1], um die Wiedervereinigung mit Deutschland fordern. »Deutsche Mutter, heim zu Dir« ist der Schlachtruf der Demonstranten. Fast 150.000 Saarländerinnen und Saarländer sind in 32 Sonderzügen und hunderten von Bussen nach Saarbrücken gebracht worden. Die Kundgebung der »Deutschen Front« ist eine vorweggenommene Feier des Sieges über die Vaterlandsverräter der antifaschistischen Einheitsfront. »Dann beginnt der Abmarsch der Massen, geordnet und diszipliniert, wie es befohlen«, schreibt die Saarbrücker Zeitung und prophezeit: »Der letzte Sonntag vor der Entscheidung hat mit einem gewaltigen Sieg geendet. Der nächste Sonntag wird ihn durch Zahlen beweisen.« (Saarbrücker Zeitung, 7. Januar 1935)

In diesen Tagen ist auch der Prager Journalist Franta Kocourek im Saarland und schildert diese Entscheidungssituation in einer Reportage, die am 9. Januar 1935 in der führenden tschechischen politischen Wochenzeitung Přítomnost publiziert wird.

Seine Sympathie gehört der saarländischen Einheitsfront der Hitler-Gegner, die für ihn ein anderes, demokratisches Deutschland verkörpern. Ihr Sieg wäre auch ein Hoffnungszeichen für die bedrängte tschechoslowakische Republik (CSR) gewesen. Diese war 1918 als ein Nachfolgestaat des Habsburger Reiches gegründet worden. Sie bestand aus den historischen Ländern der böhmischen Krone, der Slowakei und der Karpato-Ukraine, umfasste eine Fläche von 140.446 Quadratkilometern und hatte 15,2 Millionen Einwohner. Mit dem Aufbau einer republikanischen Verwaltung und Armee, einer umfassenden Landreform zugunsten der Kleinbauern und Pächter sowie der Einführung des Acht-Stunden-Tages und dem Ausbau der Sozialversicherung schuf sich die CSR eine solide soziale und politische Basis, die das Land bis 1938 zu einer der stabilsten Demokratien Europas machte. Der Präsident der Republik Thomas G. Masaryk war ein kämpferischer Demokrat und ein erbitterter Gegner des politischen Antisemitismus. Neben 9,7 Millionen Tschechen und Slowaken bildeten die Bürger deutscher Herkunft mit 3,2 Millionen Angehörigen die größte Minderheit des Landes. Diese waren als Staatsbürger gleichberechtigt und verfügten über umfassende Rechte als nationale Minderheit. Nach der Vernichtung der deutschen Demokratie 1933 bot die tschechoslowakische Republik Tausenden von Deutschen, die vor dem Nationalsozialismus fliehen mussten, großzügig Asyl, politische Freiheit und menschenwürdige Lebensbedingungen. Die Hauptstadt Prag war von 1933 bis 1938 das Zentrum der

deutschen Emigration und des politischen Widerstandes gegen NS-Deutschland.

Allerdings wurde der Sieg der NSDAP 1933 von großen Teilen der deutschen Minderheit, auch über den unmittelbaren Nazi-Anhang hinaus, begeistert begrüßt. Sie hatte es nie verwunden, mit den verachteten Tschechen und Slowaken in einem Land leben zu müssen. Schon in den zwanziger Jahren lehnten Teile der deutschen Bevölkerung jede Integration in den gemeinsamen Staat ab. Man hoffte auf bessere Zeiten. Die sollten 1933 beginnen. Die Errichtung der NS-Herrschaft wurde als Anfang der politischen Wende zugunsten Deutschlands begrüßt. Die wachsende Anhängerschaft von und die Agitation für Hitlers Deutschland wurde allerdings von der CSR-Demokratie nicht einfach hingenommen. Sie war entschlossen die Republik gegen die deutschen Nazis zu verteidigen. Deren größte Organisation, die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei (DNSAP), kam ihrem Verbot im Oktober 1933 durch Selbstauflösung zuvor. Als Nachfolgeorganisation der DNSAP gründeten die sudetendeutschen Nationalisten die Sudetendeutsche Heimatfront (SHF). Diese agierte zunehmend als verlängerter Arm NS-Deutschlands in der CSR.

Der Sieg der »Deutschen Front« im Saarland und der Anschluss des Landes an Deutschland wurden von den sudetendeutschen Nazis gefeiert und als gutes Zeichen für die bevorstehenden Parlamentswahlen empfunden. Sie fanden am 19. Mai 1935 statt und die nun in Sudetendeutsche Partei (SDP) umbenannte DNSAP-Nachfolgeorganisation erhielt 67 Prozent der Stimmen der deutschen Minderheit für ihr radikales, die Existenz der CSR in Frage stellendes Programm. Die republiktreuen Parteien der deutschen Minderheit erhielten etwa 30 Prozent der Stimmen.

»Adolf Hitler, mach uns frei von der Tschechoslowakei« wurde zur populären Losung der sudetendeutschen Nazis. Hitler erfüllte diesen Wunsch durch die Zerschlagung der CSR im September 1938 und die Annexion des Sudetenlandes mit 3,2 Millionen Einwohnern. Damit vereinte er erstmals ehemalige Saarländer und Sudetendeutsche als Volksgenossen in seinem großdeutschen Reich.

Anmerkung

1 Einen Tag vor ihrer Kundgebung im Saargebiet hatten die Veranstalter der Deutschen Front für ihre Abschlussveranstaltung auf die St. Arnualer Wiesen geladen. Erst am Morgen des 6. Januar konnten die Befürworter des Anschlusses an Hitler-Deutschland den endgültigen Veranstaltungsort, das Sportgelände auf dem Wackenberg, publik machen. Vergleiche auch Ludwig Linsmayer (Hg.), Der 13. Januar – Die Saar im Brennpunkt der Geschichte, 2. Aufl., Saarbrücken 2015, Seite 190.



Kundgebung der Hitler-Anhänger der Deutschen Front am 6. Januar auf dem Wackenberg in Saarbrücken

# Von dem saarländischen Kampfplatz

Von Franta Kocourek

Saarbrücken, 6. Januar 1935
Nur noch 7 Tage, rufen am heutigen Tag große Überschriften auf den ersten Seiten aller hiesigen Zeitungen. Der nächste Sonntag wird schon die Entscheidung bringen: An diesem Tag wird sich endlich das Tor der fünfzehnjährigen schmachvollen Gefangenschaft öffnen, und das Saarvolk in das gelobte Land – Deutschland –, seine Heimat, zurückkehren, verkünden in allen Tonarten die Blätter der Deutschen Front. Es gibt viele davon. So viele, dass andere Zeitungen im Saarland kaum zu sehen sind. Der ruhmreiche Augenblick der Rückkehr der Saarländer in den Schoß des Vaterlandes ist auch das Thema des einzigen Werbeplakats, das der Deutschen Front vor dem Plebiszit aufzuhängen der unerschütterlich strenge, aber auch humorvolle Präsident der sarländischen Regierung, Mr. [Geoffrey George] Knox, erlaubte. Bleiben wir vor diesem Plakat stehen: Ein mächtiger Mann mit einem urgermanischen Gesicht öffnet mit beiden Händen eine riesige metallbeschlagene Pforte; hinter ihr, inmitten des Glanzes der schon so nahen Zukunft, strahlt ein Hakenkreuz. Erstaunlicherweise ist es nur leicht rosa und diskret gezeichnet, sehr wahrscheinlich deswegen, damit es wenigstens in dieser Form die Gnade des Mr. Knox fand, der zwar Humor hat, aber nicht in diesen Angelegenheiten, weswegen er an der Saar auch von dem Völkerbund eingesetzt wurde.

In den Zeitungen liest man, um welche drei Fragen es sich bei dem Saarplebiszit handelt: Ob das Saargebiet wie bisher unter der Verwaltung der Regierungskommission des Völkerbundes bleibt – Status quo –, Frankreich zufällt oder Deutschland angegliedert wird.

Möchte man in Saarbrücken Zeichen des französischen Lebens, Geistes und Einflusses finden, würde man fast umsonst suchen. Die Stadt mit ihren 130.000 Einwohnern ist ganz und gar deutsch. Französisch sind hier nur das Geld – gesetzliche Währung im Saarland sind ausschließlich Franken – und zum Glück auch die Preise. »Auch die französische Währung wird im Saargebiet bald der deutschen Platz machen«, tröstet die Saardeutsche Illustrierte ihre Leser im Text unter dem Bild eines Geschäftes mit französischen Preisen. Die besser informierten Bewohner des Saarlandes, die über die Situation im Dritten Reich Bescheid wissen und unter die Oberfläche der von dort gelieferten Propaganda schauen, wissen, dass sie aus dieser Richtung nichts Besseres zu erwarten haben. Im Saarland lebt man viel billiger als in Deutschland.




Propagandaplakat der Deutschen Front




Wegen der anwesenden internationalen Beobachter waren die Menschen angehalten nicht mit Heil Hitler zu grüßen

## Heil Hitler!

ist eine im Saarland durch die Regierungskommission verbotene Begrüßung. Aber die Menschen grüßen und verabschieden sich damit. Jeder nur ein bisschen anspruchsvolle Artikel in den Blättern der Deutschen Front endet mit dem gesperrten Heil Hitler. Die Jungen aus dem Reich schreiben den Jungen im Saarland: Heil Hitler! Und die Mädchen aus dem Saarland schreiben den Mädchen im Reich, wie sie sich darauf freuen, in ihre Heimat zurückzukehren und die nächsten Weihnachten schon zu Hause zu feiern. Heil Hitler!

*Liebe Kameradinnen! Am Tag der Abstimmung werden auch die Hausfrauen sich um den Haushalt nicht kümmern können. Wer wird sie in der Küche ersetzten? Wer wird sich um ihre Kinder kümmern? Wer das Vieh versorgen? Ihr! Wartet nicht, bis es von Euch verlangt wird. Meldet Euch selbst zur Arbeit. Damit werdet Ihr zu der nationalen Gemeinschaft einen Beitrag leisten. Alle für Einen – Einer für Alle! Heil Hitler! Grete Pfaff, Ringführerin.*

Auf den Straßen der Stadt schaut der Führer und Reichskanzler fast aus allen Schaufenstern auf uns. Von links nach rechts sind auf dem aus einer Ansichtskarte vergrößerten Bild die vier Männer der Reichsgeschichte abgebildet: Friedrich der Große mit seinem Dreispitz, Kanzler und Fürst Bismarck mit einer Pickelhaube, neben ihm der Feldmarschall und Präsident Hindenburg mit einer Schirmmütze auf dem Kopf und endlich der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler mit seiner neuen Mütze. Und darunter ein Text, der uns an einen tschechischen erinnert: »Was Žižka mit dem Streitkolben ...«

*»Was der König eroberte, / der Fürst formte, / der Feldmarschall verteidigte, / rettete und einigte der Soldat.«*

In dem Papierwarenladen und dem Galanteriegeschäft in der Nähe des Hauses der Deutschen Front befindet sich ein Lager und Geschäft mit für das Plebiszit vorbereiteten Waren. Tausende kleine Flaggen mit Hakenkreuz warten hier auf die Käufer, Armbinden mit Hakenkreuz, Tausende Standarten und Erinnerungsgegenstände mit diesem Zeichen und Tausende, Abertausende Bilder von Adolf Hitler in den verschiedensten Ausführungen. Männer und Buben, Mädchen und Frauen drängen sich an dem Pult und mit Begeisterung, ohne zu feilschen, nehmen sie das Lager auseinander. Hakenkreuz und Adolf Hitler – das sind die am meisten gesuchten Artikel im Saargebiet vor dem Plebiszit. Jetzt, eine Woche vor der Entscheidung, muss man diese Siegeszeichen noch ins Papier einwickeln, denn auf den öffentlichen Plätzen sind sie verboten. Aber am 12. und 13. Januar wird man sie herausholen und in der Öffentlichkeit zeigen, ohne Rücksicht darauf, was Mr. Knox und sein Polizeiminister [Henri] Heimburger dazu sagen.

## Auf der saar-französischen Grenze

Wie wir dank der Fotografien wissen, das Saarland ist ein schönes Land. Und nun unternehmen wir einen kleinen Aufklärungsspaziergang durch die Politik und Natur. Die Gemeinde Güdingen liegt zerstreut auf den beiden Ufern der Saar. Und hier auf der Kreuzung der Straßen, schon dicht an der saar-französischen Grenze, komme ich, sagen

wir, zufällig ins Gespräch mit einem Mann, der in der hölzernen, deutschsauberen Trinkhalle für ein Bierchen Halt machte. Am Bier liegt ihm dabei genauso wie daran, was er sagt. Wie beurteilen Sie die Situation? frage ich den unbekannten Saarbewohner.

»Siegen werden wir, das ist sicher. In der Deutschen Front ist heute fast jeder organisiert – bis auf ein paar Leute. Aber das sind keine Franzosen. Ein echter Franzose wünscht sich nicht, dass das Saarland an Frankreich angeschlossen oder es so bleiben würde wie jetzt. Sie wissen, das Saargebiet ist deutsch und muss Deutschland zufallen. Denken Sie nicht, dass wir uns mit den Franzosen schlecht vertragen. Keineswegs. Diejenigen, die mit uns leben und uns kennen, mögen uns und wir sie auch. Ein Mensch ist ein Mensch, ich bin ein Deutscher, du bist ein Franzose, warum sollen wir nicht Freunde sein? Aber es gibt Menschen, die wollen, dass alles so bleibt wie bisher, weil sie davon profitieren. Aber das sind weder Deutsche noch Franzosen, das sind diese Internationalen, die überall Geschäfte machen. Und solche wollen Unruhen und Krieg. Wir Deutsche an der Saar wollen keinen Krieg, keineswegs. Wir brauchen Frieden, schon lange wünschen wir uns Frieden – und stattdessen ist immer Krieg. Unsere Führer, auch der unsere, wollen keinen Krieg. Er erlebte doch den Krieg an der Front als Soldat und war einige Male verletzt. Er weiß, was Krieg ist, und deswegen wünscht er sich keinen.«

Hat Hitler im Saarland viele Anhänger? »Hier bei uns ist jedermann für Hitler«, sagt mein unbekannter Saarländer mit wachsender Begeisterung. »Das ist ein Mann, der Deutschland vor dem Niedergang rettete. Sicher, ab und zu macht er irgendwelche Dummheiten, aber wenn er mit seinen Freunden sieht, dass ein Fehler passierte und man sich nicht nach vorne bewegt, beginnt er von Neuem und versucht es so lange, bis es klappt. Und nicht so, wie es die früheren Regierungen machten, immer das Gleiche, selbst wenn es von Anfang an falsch war. Und vor allem, Hitler ist jung. Und er versteht die jungen Leute, bringt sie in Arbeit. Was taugt Arbeit, die nur die Alten machen, schon ausgepowerte Menschen? Der Mensch soll am meisten arbeiten, wenn er jung ist, wenn er Lust und Kraft hat.«

»Sie können sicher sein, dass er kommt, gleich nachdem die Entscheidung gefallen ist. Man wird ihn bei uns nicht willkommen heißen, sagen und schreiben manche. Unsinn. Wenn er nur käme! Das ganze Land würde ihn wie einen König willkommen heißen. Auch diejenigen, die heute gegen ihn



»Hier bei uns ist jedermann für Hitler«

sind. Hitler ist doch ein schöner Mann, er gefällt und gewinnt überall, wo er erscheint. Habe ich nicht recht?«

Und wie geht es den Deutschen an der Saar? Was sagen die über die Situation? »Es geht uns hier nicht gut, Herr. Woher sind Sie? Aus der Tschechoslowakei? Ah, dort leben doch vier Millionen Deutsche, Sudetendeutsche, die gehören bedingungslos auch zu uns ... Es geht uns nicht gut. Wir leben ständig unter einer fremden Herrschaft, schon so lange. Aber ich sage Ihnen, es ist schön, ein Deutscher zu sein, wie wir; in einem solchen Land zu leben und für die Heimat zu kämpfen. Nicht mit den Waffen, aber kämpfen. Und Opfer bringen. Ich sage Ihnen, auch ich sehne mich danach, dass das Saargebiet Deutschland angeschlossen wird, und das verschweige ich vor niemandem, weil ich es für mein heiliges Recht halte. Aber wenn mein Wunsch in Erfüllung geht, wird es nicht mehr so schön sein wie jetzt, verstehen Sie mich?«

Wenn ich vor irgendeine neue Frage gestellt werde, lese ich Bücher, Zeitungen aller Richtungen darüber und spreche mit den verschiedensten Menschen. Aber das Wesentliche, was nirgends geschrieben steht, finde ich in der Regel im Gespräch, nicht mit irgendwelchen einflussreichen Persönlichkeiten, sondern mit gewöhnlichen Menschen. Der Unbekannte aus Güdingen, den ich bei einem Glas Bier aushorchte, verriet – meiner Meinung nach – eines der Grundgeheimnisse des Erfolges der deutschen Propaganda an der Saar und der deutschen Seele überhaupt: Schön ist der Kampf, schön ist der Kampf für etwas Deutsches, schön ist es, Sturm zu laufen zum Sieg, berauschend ist der Sieg. Aber – das, was danach kommt, ist schon nebensächlich.

In den Deutschen ist mächtig entwickelt dieser Trieb nach dem Kampf für den Kampf, mit den Gewehren in der Hand, aber auch ohne Gewehre, wie es wahrhaftig der Unbekannte aus Güdingen sagte. Und wer diesen Trieb aufzufangen vermag, kann mit der größten Mehrheit der Deutschen machen, was er will, selbst gegen die inneren Standes- oder Klassenüberzeugungen der Geführten. Das ist ein Paradox, das, nicht an letzter Stelle, Hitlers Erfolg erklärt. Nur kämpferische Losungen! Und allgemein patriotischer, mythischer, pathetischer, vorgeschichtlicher und historischer Kriegsinhalt! Auf in den Kampf! Auf zum Sieg! Für die große deutsche Sache! Für die heiligen Rechte der Heimat! Über welche deutsche Sache, um welche Rechte es geht, das ist in der ersten, für die Gewinnung der Massen entscheidenden Zeit eine subtile Nuance, daran liegt es nicht. Und dann? Dann ist es schon etwas zu spät.




Nach der Abstimmung findet in der Dudweilerstraße das Begräbnis des "Status Quo" statt

## Ein paar Argumente der Deutschen Front

Die Saarbrücker Zeitung, ihre Hauptzeitung, schießt Tag für Tag aus schweren Geschützen auf zwei Fronten: auf diejenigen, die mit der Neutralität im Saargebiet beauftragt sind; das heißt vor allem auf die Mitglieder der Regierung und ihre Funktionäre, soweit sie nicht hundertprozentig zu Hitler stehen und soweit sie nicht sofort den Anforderungen von Goebbels' Mittler entgegenkommen. Die zweite Front, auf die die gemäßigten Blätter schießen, ist komplizierter: Es sind deutsche Sozialisten und Kommunisten, die aktivsten Verteidiger des unabhängigen Saarlandes. Und noch größere Schwierigkeiten entstehen der Deutschen Front angesichts des mächtigen Blockes der Katholiken, die noch nicht vergessen haben, wie Adolf Hitler mit ihrer Kirche und ihren Geistlichen umging.

»Es wird keine glücklichere Stunde geben für dieses neue Deutschland als die, in der wir die Tore aufreißen und euch wieder in Deutschland sehen«, zitieren gemäßigte Blätter Adolf Hitler. »Wir fordern Gerechtigkeit! Wir wollen Freiheit, Frieden, Arbeit! ... Ende mit der Unterstützung der Verräter der deutschen Heimat! Weg mit dem Emigrantengesindel! ... Beseitigt alle, die ihre Nation und Heimat verrieten und sich in den Dienst Frankreichs stellten! – Wir wollen das, was uns mit Recht und seit Ewigkeit gehört! ... Die Saar ist deutsch und sie bleibt deutsch!«

Was kosten die Emigranten im Saargebiet? fragt das Saarbrücker Abendblatt und antwortet: »Es sind eintausendeinhundert Menschen und neunzig Prozent davon bekommen eine Unterstützung, die eine monatliche Belastung für den saarländischen Haushalt von dreihunderttausend Franken bedeuten. Weg mit den Emigranten! Weg mit den Separatisten! Weg mit den Verrätern unseres Deutschlands!«

Die Deutsche Front kritisiert den Status quo auf diese Art:

*»Status quo bedeutet nichts anderes als die Erweiterung des französischen Rheins und der Saarpolitik von Kardinal Richelieu: le petit Rhin. Status quo ist die französische Lösung des kleinen Rheins, das ist den Separatisten so klar, wie dem ganzen Saarvolk.*

*Separatisten verschweigen es allerdings, weil man ihnen mit den französischen Franken die Mäuler stopfte ... Warum dürfen wir nie den Status quo zulassen? Weil es gleich Frankreich bedeutet. Weil es unwiederbringlich für alle Zeiten das Saarland von Deutschland trennt. Nur ein siegreicher Krieg könnte einmal wieder die Saar Deutschland zurückgeben.*

*Aber ob wir alle nicht Frieden in Europa wollen, ob wir nicht eine Entente mit Frankreich, ob wir nicht alle Deutsche sein wollen, in einer friedlichen deutschen Heimat? Ja – ja und tausendmal ja – und deswegen sagen wir auch am 13. Januar Ja zu Deutschland. Und deswegen auch nie Status quo.«*




Die Saarbrücker Zeitung ist eines der wichtigsten Propagandablätter der Deutschen Front an der Saar

## Sonntag, den 6. Januar – die letzte Mobilisierung

Schon am frühen Morgen donnerten heute die Märsche der Kapelle der Deutschen Front, die alle ihre Anhänger für eine Massenkundgebung um zehn Uhr vormittags auf dem Flugplatz mobilisierte. Lange wartete die Deutsche Front auf die Erlaubnis der Regierung, endlich hat sie sie bekommen und mit Jubel nahm sie diese Nachricht auf. Der letzte Tag der Mobilisierung vor dem Plebiszit auf beiden Fronten, auf der einheitlichen für Deutschland und der ebenso einheitlichen für die Unabhängigkeit. Tausende und Tausende wälzten sich durch die Straßen, geleitet durch die feste Hand der saarländischen Polizei, vermehrt durch ausländische Kontingente und gestärkt durch die internationale Armee. Beim Singen kämpferischer Lieder, unter Regenschirmen, bewegte sich eine unübersehbare Masse in Richtung Flugplatz. Fahnen, Flaggen, Grüße gereckter Arme, immer neue Tausende Menschen drängen sich durch die Straßen nach dem genau bestimmten Programm.

## Auftritt der Einheitsfront

In diese abschließenden Zeilen erklang durch mein offenes Fenster eine andere Musik, es meldete sich die andere Saar, jene, von der gleichgeschaltete Journalisten und Propagandisten schreien, die gäbe es nicht, alles nur Lüge. Schon ab zwölf Uhr begannen die Bekenner der selbständigen Saar, die Anhänger der Einheitsfront sich zu der auf die dritte Nachmittagsstunde angekündigte Kundgebung zu versammeln. Ihre Wellen, zuerst bescheiden und dann immer stärker, begannen an die Anhänger der Deutschen Front zu stoßen, deren Reste in dieser Zeit ins Stadtinnere schon zurückkehrten. Kommt es nicht zu einem Zusammenstoß? Wie wird die Saarbrücker Bevölkerung diese nicht gleichgeschalteten Deutschen, diese Verräter, dreimal am Tag durch die Goebbelssche Presse verdammt, annehmen? Die Fuß- und Reitpolizei, edel wie eine Gottheit, beherrschte perfekt und mit breitem Lächeln die beiden verfeindeten Ströme, aus deren Berührung Blitz auflodern könnte, auseinanderzuhalten. Auf die Straßen senkte sich eine bedrückende Spannung herab. Aber plötzlich zeigte sich, dass die Bekenner der antihitlerschen Saar in der Hauptstadt nicht nur Feinde haben, wie man es aus verschiedenen Zeichen vermuten könnte. Plötzlich hoben sich auf den Bürgersteigen einige zur Faust zusammengeballte Hände – der Gruß der Einheitsfront. Und aus der fröhlich und aufrührerisch marschierenden Menschenmenge erklang, zuerst etwas unsicher, aber dann fester und fester dreimal das Zauberwort: Freiheit, Freiheit, Freiheit!

## Freiheit!

Wie seltsam und wie schön erklingt dieses Wort ein Stück von der Grenze des Dritten Reiches, wie wunderbar schwer und groß ist es in den Mündern der Deutschen! Das sollen Verräter sein? Diese Menschen sollen mit französischem Geld ausgehalten sein? Das soll ein Pöbel sein? Freiheit! Freiheit! Freiheit!

Ihre Menschenmenge wächst. Neue und neue Tausende strömen von allen Seiten in die Hauptstraßen, um sich in einem Strom zu verbinden. Schon auf den ersten Blick merkt man den großen Unterschied zwischen der Menschenmasse vormittags und nachmittags. Die hier, Kämpfer für die Unabhängigkeit der Saar, sind in ihrer Mehrheit arm, arm bis schlecht angezogen, gegenüber den gut angezogenen Mitgliedern der Deutschen Front. Abgeschafft, gebeugt, aber fröhlich und treu erheben sie die Faust, junge Arbeiter und Studenten, Mädchen und Greisinnen, Bergleute und Hüttenarbeiter und wiederholen begeistert das Wort, das ihnen von den Bürgersteigen entgegengerufen wird: Freiheit!

Ja, man begreift es plötzlich aus diesen Gesichtern, voll und lebendig, hundertmal besser als aus all den Artikeln und Erklärungen: An der Saar geht es nicht um eine Kleinigkeit. An der Saar geht es nicht nur um Prestige der einen oder der anderen Seite.

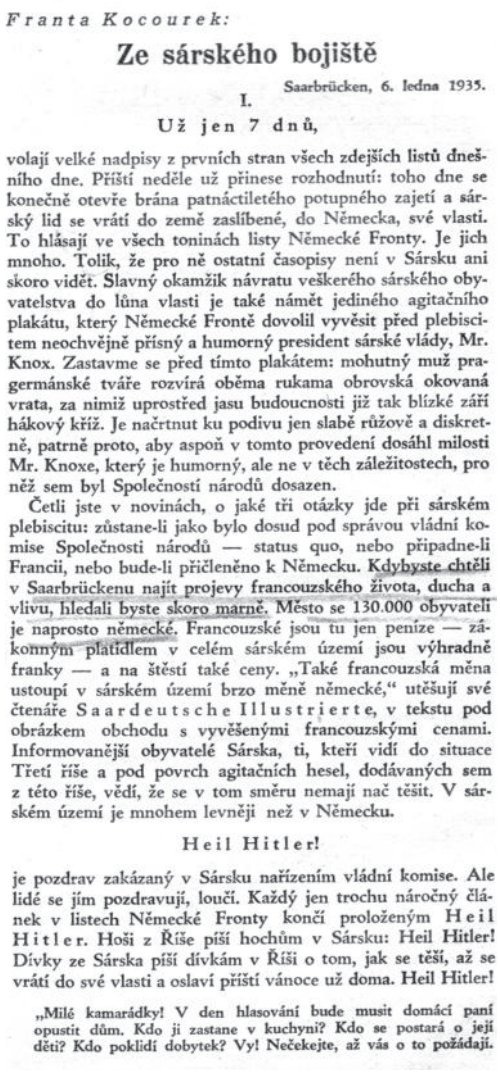
An der Saar geht es um mehr. Sie ist ein wirklicher Kampfplatz. Es geht um die Freiheit, die Überzeugung, es geht um eine freie Entscheidung, um die teuersten menschlichen Güter, die heute so schnell vergeudet werden und in die Hände der

Diktatoren fallen, weil mit ihnen nur wenige Menschen zu wirtschaften wissen.

In den Straßen donnern kämpferische Lieder, erfüllt mit einem anderen Inhalt, mit einem anderen Begriff der Heimat. Wir wollen zurück zu Deutschland, rufen die Kämpfer der Einheitsfront, aber nicht zu dem Hitlers. Es lebe die Freiheit!

Und man geht mit den Menschen der unabhängigen Saar, durchdrungen von einem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber all denen, die sich darum bemühten, dass es in der Welt noch ein Stück Deutschland gibt, wo die Deutschen frei atmen, denken, sprechen und singen können.

*Aus dem Tschechischen übersetzt von Alena Wagnerová*



Franta Kocourek:

**Ze sárského bojiště**

Saarbrücken, 6. ledna 1935.

I.

Už jen 7 dnů,

volají velké nadpisy z prvních stran všech zdejších listů dnešního dne. Příští neděle už přinese rozhodnutí: toho dne se konečně otevře brána patnáctiletého potupného zajetí a sárský lid se vrátí do země zaslíbené, do Německa, své vlasti. To hlásají ve všech toninách listy Německé Fronty. Je jich mnoho. Tolik, že pro ně ostatní časopisy není v Sársku ani skoro vidět. Slavný okamžik návratu veškerého sárského obyvatelstva do lůna vlasti je také námět jediného agitačního plakátu, který Německé Frontě dovolil vyvěsit před plebiscitem neochvějně přísný a humorný president sárské vlády, Mr. Knox. Zastavme se před tímto plakátem: mohutný muž pragermánské tváře rozvírá oběma rukama obrovská okovaná vrata, za nimiž uprostřed jasu budoucnosti již tak blízké září hákový kříž. Je načrtnut ku podivu jen slabě růžově a diskretně, patrně proto, aby aspoň v tomto provedení dosáhl milosti Mr. Knoxe, který je humorný, ale ne v těch záležitostech, pro něž sem byl Společností národů dosazen.

Četli jste v novinách, o jaké tři otázky jde při sárském plebiscitu: zůstane-li jako bylo dosud pod správou vládní komise Společnosti národů — status quo, nebo připadne-li Francii, nebo bude-li přičleněno k Německu. Kdybyste chtěli v Saarbrückenu najít projevy francouzského života, ducha a vlivu, hledali byste skoro marně. Město se 130.000 obyvateli je naprosto německé. Francouzské jsou tu jen peníze — zákonným platidlem v celém sárském území jsou výhradně franky — a na štěstí také ceny. „Také francouzská měna ustoupí v sárském území brzo měně německé," utěšují své čtenáře Saardeutsche Illustrierte, v tekstu pod obrázkem obchodu s vyvěšenými francouzskými cenami. Informovanější obyvatelé Sárska, ti, kteří vidí do situace Třetí říše a pod povrch agitačních hesel, dodávaných sem z této říše, vědí, že se v tom směru nemají nač těšit. V sárském území je mnohem levněji než v Německu.

Heil Hitler!

je pozdrav zakázaný v Sársku nařízením vládní komise. Ale lidé se jím pozdravují, loučí. Každý jen trochu náročný článek v listech Německé Fronty končí proloženým Heil Hitler. Hoši z Říše píší hochům v Sársku: Heil Hitler! Dívky ze Sárska píší dívkám v Říši o tom, jak se těší, až se vrátí do své vlasti a oslaví příští vánoce už doma. Heil Hitler!

„Milé kamarádky! V den hlasování bude musit domácí paní opustit dům. Kdo ji zastane v kuchyni? Kdo se postará o její děti? Kdo poklidí dobytek? Vy! Nečekejte, až vás o to požádají.

»Von dem saarländischen Kampfplatz« (Na sárském bojišti) ist einer von insgesamt acht Texten, zum Teil Reportagen, zum Teil Berichten und Kommentaren, die der tschechische Journalist Franta (František) Kocourek (1901–1942) dem saarländischen Plebiszit 1935 gewidmet hat. Erschienen ist die Reportage am 9. Januar 1935 in der führenden tschechischen politischen Wochenzeitung Přítomnost.

Der Autor der Reportage selbst gehörte in der ersten tschechoslowakischen Republik zu den besten, bekanntesten und von den Radiohörern hoch geschätzten Journalisten und Rundfunkkommentatoren. Sein hohes Bildungsniveau ermöglichte ihm eine breite thematische Orientierung von der Literatur bis zur Politik. Denn der gebürtige Prager rundete nach dem Abschluss seines Philosophiestudiums an der Karlsuniversität seine Ausbildung an der Sorbonne und den Universitäten in Aix-en-Provence und Berlin ab. Außerdem bereiste er die halbe Welt.

Als Kommentator des Prager Rundfunks kam Kocourek 1935 auch nach Saarbrücken, um über die Situation in dem »letzten Teil des freien Deutschlands«, wie er das Saarland bezeichnete, zu berichten. Für ihn wurde nicht erst bei Madrid um Prag gekämpft, sondern schon im Saarland. In die Herzen seiner Rundfunkhörer schrieb sich Kocourek 1939 vor allem mit seinem glänzenden ironischen Kommentar zum Defilee der Wehrmacht auf dem Wenzelsplatz nach der Besatzung des Restes der Tschechoslowakei im März 1939 ein. Danach durfte er nicht mehr weiter für den Rundfunk arbeiten und die Gestapo verfolgte mit wachem Auge seine gegen die Besatzungsmacht ausgerichtete Vortragstätigkeit bis zu seiner Verhaftung im Juni 1941. Zuerst inhaftiert in der Kleinen Festung Terezín, wurde Kocourek Mitte März 1942 nach Auschwitz (wo damals noch auch nichtjüdische Häftlinge interniert waren) deportiert, dann nach Auschwitz-Birkenau verlegt, wo er im Mai 1942 entkräftet an Typhus starb.

# Unsere Themen

Die Saarbrücker Hefte fragen nach:
Was ist aus unseren Themen der letzten Ausgaben geworden?

## Kriegerdenkmal in Dudweiler

Die Serbischen Fichten (Picea omorika), die das Kriegerdenkmal in der Saarbrücker Straße in Dudweiler lange umrahmten, sind gefällt worden. Sie standen seiner Erneuerung im Wege. Der zuständige Bezirksrat Dudweiler hatte einstimmig beschlossen, für diese Aktion bis zu 95.000 € auszugeben. Auf Nachfrage sagte eine Abgeordnete der Linken, sie habe bei der Abstimmung einfach nur an die verfallene Treppe gedacht, die bei den dort am Volkstrauertag stattfindenden Veranstaltungen störe. So denkt vermutlich die Mehrzahl der Bezirksräte. Dass dieses Denkmal die Inschrift »Treu bis in den Tod für das Vaterland, unseren Helden 1914–1919 1939–1945)« trägt, stört sie nicht oder sie wollen es nicht bemerkt haben. In unserer letzten Ausgabe haben wir die Erneuerungspläne kritisiert und vorgeschlagen, zumindest eine Infotafel anzubringen, mit der sich die heutige Gesellschaft von der damaligen Kriegerverehrung distanziert.

Zunächst verzichtete die Stadtverwaltung auf die kleineren Reparaturen und die Reinigung der Steinmauer, deren Zustand das Mainzer Institut für Steinkonservierung als gut beurteilte. Inzwischen wurden die Treppen saniert und ein Schild mit folgendem Text bestellt:

*1926 entstand auf Initiative des Dudweiler Kriegsopfervereins das Denkmal für die Opfer des 1. Weltkriegs. Die Jahreszahlen des 2. Weltkrieges wurden später ergänzt. Die Figur des knienden Mannes schuf der Saarbrücker Bildhauer August Kuhn. Das Kriegerdenkmal in seiner klassischen Formensprache und* [seinen] *Motiven ist ein typisches Zeugnis seiner Zeit.*

Auf Nachfrage teilte die Pressestelle mit, es sollte bei der Einweihung am Volkstrauertag nicht um die Verehrung der Krieger gehen, sondern um das Gedenken an die Opfer der Weltkriege: »Als Denkmal, das an die Opfer des schrecklichen Krieges erinnert, ist es auch ein Beitrag der Friedensarbeit.« Ralf-Peter Fritz, der zuständige Bezirksbürgermeister, hielt am vergangenen 19. November die Rede. Darin stellte er fest, dass es ihm dieses Mal besonders um die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges vertriebenen Deutsche gehe, er stamme selbst aus dem Osten, und um die Bewohner Saarbrückens, die den Bombardierungen der Alliierten ausgesetzt waren. Er habe mit vielen Opfern gesprochen, die sich zwar nicht an die Namen ihrer Enkelkinder erinnerten, aber noch genau wüssten, was sie in dem Moment getan haben, als die Sirenen zum Bombenalarm heulten.

Herr Fritz hört sich so an, als hätte der Zweite Weltkrieg erst zum Jahresende 1944/45 begonnen, als der Rüstungs- und Eisenbahnknotenpunkt Saarbrücken bombardiert wurde und die ostdeutsche Bevölkerung in Massen flüchtete. Die vollkommene Zerstörung der westlichen Sowjetunion und der Tod von 27 Millionen sowjetischen Bürgern ist am deutschen Volkstrauertag in Dudweiler kein Thema. Selbst der ermordeten und verfolgten Antifaschisten und der zerschlagenen Arbeiterbewegung gedenkt hier niemand. Als hätte es sie in Dudweiler niemals gegeben.

## Hindenburgturm und andere saarländische Landmarken

Apropos Nordfrankreich. Im Rahmen des Projektes »Landmarken in der Region Saar-Moselle« möchte der Regionalverband Saarbrücken exponierte Orte in der Region als »Landmarken und Naherholungsziele aufwerten«.

Erst wurde 2013 die Studie »Landmarken in der Region SaarMoselle« erarbeitet, danach eine, beim Tourist-Info Saarbrücker Schloss erhältliche, zweisprachige Broschüre veröffentlicht und am Ende die Machbarkeitsstudie »Inszenierung von Landmarken im Warndt« erstellt. Danach wurden »in einem ersten Schritt insgesamt sechs Landmarken ausgewählt – drei auf deutscher und drei auf französischer Seite der Grenze –, die den Wandel in den Beziehungen beider Länder widerspiegeln«. Neben der Freundschaftsbrücke zwischen Kleinblittersdorf und Grosbliederstroff wurden von der deutschen Seite noch der Schweizerberg in Völklingen-Ludweiler mit dem ehemaligen Warndt-Ehrenmal und der Hindenburgturm in Riegelsberg ausgewählt. Zu diesen Standorten sollen nun möglichst umfangreiche Informationen, vor allem »Aufnahmen, Pläne, Skizzen, Anekdoten, Zeitungsberichte und Zeitzeugen« gesammelt werden. Damit am Ende ein grenzüberschreitendes Informationssystem, bzw. eine App zur mobilen Anwendung für Landmarken zur deutsch-französischen Geschichte eingerichtet wird.

Die *Saarbrücker Hefte* fragten beim Regionalverband nach, weshalb sich ein nach Paul von Hindenburg benannter Turm als nunmehr besonders würdige Landmarke in der Region SaarMoselle eigne. Bekanntlich hat Hindenburg als Generalfeldmarschall und Chef der Obersten Heeresleitung die verheerenden Zerstörungen Frankreichs im Ersten Weltkrieg (z.B. Département Somme) und Millionen von Toten zu verantworten.

Die Pressestelle des Regionalverbands vertritt die Haltung, dass »der Hindenburgturm als Denkmal für die Gefallenen des 1. Weltkriegs und damit als Gedenkstätte für Angehörige« errichtet und nach einer Erneuerung 1997 durch eine im Innern des Turmes angebrachte Tafel mit der Aufschrift »Nie wieder Krieg« in ein »Mahnmal für den Frieden« umgewidmet wurde.

Auch die dritte Landmarke soll ein ehemaliges »Ehrenmal« in die Öffentlichkeit zurückholen. Genauso wie der Hindenburgturm in Riegelsberg wurde das »Ehrenmal« 1934 im Zuge der Nazifizierung des Saarlandes errichtet. Beide dienten als Drohkulisse für den französischen Nachbarn. Die Drohung wurde bis zur Invasion Frankreichs 1940 mit militärischen Kundgebungen bekräftigt. Im Jahr 1947 wurde es von französischen und saarländischen Antifaschisten bis auf die Sockel zerstört. Mitten in Ludweiler gelegen, soll dieser Ort nun, von Schulklassen betreut, wieder aufleben.

## Neikes' Straße

In den *Saarbrücker Heften* 119 haben wir über den ehemaligen Saarbrücker Oberbürgermeister Hans Neikes berichtet. Trotz seiner aktiven Beteiligung an der Errichtung der NS-Herrschaft in Saarbrücken und der Verfolgung der jüdischen Bevölkerung ist bis heute eine Straße und eine Sporthalle in Saarbrücken, St. Johann, nach ihm benannt. Er ruht in einem städtischen Ehrengrab.

Auf unsere Nachfrage teilte die Pressestelle der Stadt mit, dass es »legitim [sei], beispielsweise die Benennung der Straße nach [Neikes] kritisch zu hinterfragen. Zur Umbenennung der Neikesstraße gibt es zurzeit keinen konkreten Vorschlag. Sobald die Stadtverwaltung eine grundsätzliche Lösung gefunden hat, was den Umgang mit Ehrungen für ehemalige Ehrenbürger mit kritikwürdiger NS-Vergangenheit betrifft, werden die entsprechenden Gräber abgeräumt.«

Der für die Umbenennung dieser Straße zuständige Bezirksrat Mitte zeigte durch die Anwesenheit von Bezirksbürgermeister Stefan Brandt und mehreren Räten an einer Veranstaltung der Heinrich-Böll-Stiftung zum Thema sein Interesse, mehr über die Rolle von Neikes in den Jahren 1933–1945 zu erfahren, und beteiligte sich aktiv an der Debatte. Die Veranstaltung machte noch einmal klar, dass die Ehrung von Neikes im öffentlichen Raum sofort aufzuheben wäre. Zudem wurde in der Diskussion deutlich, dass auch andere Straßenbenennungen in Saarbrücken, wie z.B. die Straße des 13. Januar, endlich geändert werden müssten.

*»Vom Schlachthof zur Polizeikaserne /*
*die Straße des 13. Januar in Saarbrücken. /*
*Seit neunzehnhundertfünfunddreißig.«*

*(Arnfrid Astel 1979)*




# Tagung

Samstag, den 14. März 2020 / 13.00 bis 19.00 Uhr
Stiftung Demokratie Saarland / Europaallee 18 / Saarbrücken

## 13. März 1920: Generalstreik gegen den Kapp-Putsch

Nur wenige Monate nach ihrer Gründung wird die Weimarer Republik von innen bedroht: Rechtsradikale Milizen und Freikorps und ihre politischen Bündnispartner wollen die Demokratie und Arbeiterbewegung zerschlagen. Gegen diesen sogenannten »Kapp-Putsch« benannt nach einem Anführer der Putschisten, rufen die Führungen der Arbeiterparteien und die Gewerkschaften zum Generalstreik auf. Die damaligen Ereignisse und ihre fatalen Nachwirkungen stehen im Mittelpunkt unserer Tagung.

Es werden sprechen:
**Klaus Gietinger** über den Putsch und seine Folgen
**Martin Jander** über den Generalstreik
**Hannes Heer** über die Freikorps
**Birgit Metzger** über das Saargebiet und den Kapp Putsch
**Klaus Theweleit** (angefragt) als Historiker der rechtsradikalen Milizen

Heinrich-Böll-Stiftung Saar

Eine Veranstaltung der
**Heinrich Böll Stiftung Saar**

in Kooperation mit der Stiftung Demokratie Saarland
Mehr Infos: www.boell-saar.de

# Zwischen Agilität und Ohnmacht

## Zur Psychopathologie des digitalen Kapitalismus

Von Josef Reindl

Die *Saarbrücker Hefte* haben in der letzten Nummer begonnen, bei aller Würdigung ihrer Verdienste ein bisschen Wasser in den Wein der Digitalisierungseuphoriker im DFKI (Deutsches Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz) und in den anderen Informationstechnik (IT)-Forschungszentren hierzulande zu gießen (»Schone neue digitale Welt – Autonomie oder Kontrolle«, *Saarbrücker Hefte*, 119). Wir setzen diese Arbeit der Dekonstruktion einer mystischen Technik fort und beleuchten den tatsächlichen Fortschritt der Digitalisierung sowie die Wirkungen, die diese auf die mit ihr arbeitenden Menschen haben. Die hiesigen Promotoren der Digitalisierung, vor allem der frühere Direktor des DFKI, Wolfgang Wahlster, und der Unternehmer-Professor Wilhelm Scheer, sparen sich in der Regel die Mühen solcher empirischer Arbeit und speisen das Publikum mit Nachrichten von einem anderen Stern ab, wo nichts mehr so sein soll, wie es heute ist, und wo vor allem vieles, wenn nicht gar alles, deutlich besser sein soll, als wir es heute kennen.

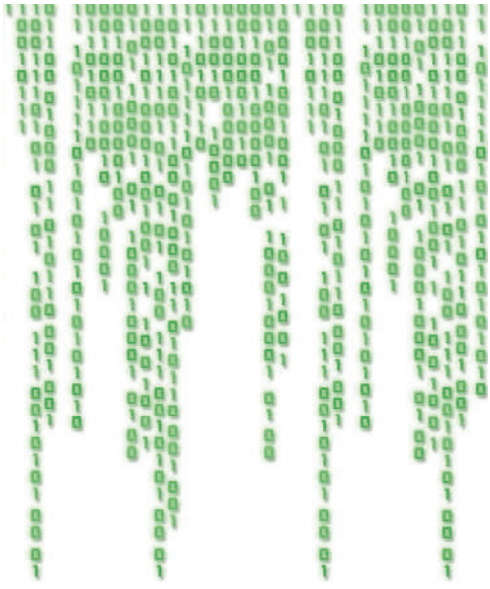
Die Digitalisierung – der neu ausgerufene Megatrend – penetriert gegenwärtig alle wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurse. Obwohl noch weit entfernt von der Einlösung ihrer großartigen Versprechen, das Menschengeschlecht besser und das Leben leichter zu machen, und obwohl eigentlich erst in einem Larvenstadium, glauben die berufenen Experten und Interpreten bereits zu wissen, was da an Neuem in positiver und negativer Hinsicht auf uns zukommt. Solche Kaffeesatzleserei ist auch in der industriesoziologischen und arbeitswissenschaftlichen Debatte zu beobachten. Sie greift die in diesen Disziplinen unvermeidliche Frage auf, ob Industrie 4.0 – also Roboterisierung, Big Data, das industrielle Internet, die flexible Automatisierung – die Situation der Beschäftigten verbessern kann oder ob mit einer Verschärfung der Ausbeutung zu rechnen ist, ob also Gute Arbeit 4.0 zu realisieren ist oder ob wir digitale Sklaven des Kapitalismus werden. Es soll im Folgenden gezeigt werden, dass der wissenschaftliche Umgang mit diesen Fragestellungen die eigentliche Dramatik des Geschehens und seiner Wirkungen verfehlt, dass zu viel gewusst und zu wenig verstanden wird.

### Wir wissen immer mehr und verstehen immer weniger

Es gehört zu den Paradoxien der Digitalisierung, dass sie auf der einen Seite eine Wissensexplosion bewirkt, eine Anhäufung von immer mehr Wissensbrocken, Informationspartikeln und Datengebirgen, auf der anderen Seite aber niemand mehr versteht, wie die Dinge zusammenhängen. Damit sind nicht die Korrelationen gemeint, die Big Data in großen Mengen herzustellen vermag, sondern die Mechanismen des Weltgetriebes und die Gründe, warum etwas so ist, wie es ist. Man könnte es das kognitive Paradoxon der Digitalisierung nennen: Je mehr Informationen wir haben, desto weniger verstehen wir. Digital erzeugtes Wissen ist keine Macht, es gaukelt uns nur vor, dass mit ihm die Welt beherrschbar und vernünftig gestaltbar wäre. Es befördert Steuerungsträume wie die Vision des »reibungslosen Kapitalismus« und der »liquid factory«, aber es trägt nicht zum Verständnis der Probleme bei, die moderne Gesellschaften heute umtreiben.

Ein ähnliches Phänomen treffen wir bei der wissenschaftlichen Behandlung der Digitalisierung und ihrer Folgen für die Arbeitswelt und die Arbeitenden an. Auch da wird viel gewusst, viel erforscht und viel publiziert. Aber das aufgehäufte Wissen hilft wenig, um die neue Qualität des digitalen Kapitalismus zu begreifen, sei es, weil

es in der Spur eines technologischen Determinismus daherkommt oder sei es, weil die Wissensproduzenten auf den alten Pfaden der konventionellen Kapitalismuskritik wandeln. Während die einen die digitale Technologie zur Gestaltungsmacht aufwerfen, die entweder das smarte-demokratische oder das panoptisch-zentralistische Unternehmen hervorbringt, sehen die anderen in ihr nur alten Wein in neuen Schläuchen, einen weiteren Aufguss der immer gleichen kapitalistischen Mehrwertproduktion. Beide fast schon klassisch zu nennenden Herangehensweisen haben viel Wissen im Gepäck – die einen ein breites Arsenal an Rationalisierungs-Know-how und Technikfolgenabschätzungen, die anderen eine profunde Technologie- und Kapitalismuskritik –, aber sie verfehlen die Substanz des digitalen Kapitalismus, weil sie das alte Spiel mitspielen und nicht erkennen, dass da ein neues eingeübt wird.



## Eine Phänomenologie des digitalen Kapitalismus

Was es mit dem digitalen Kapitalismus auf sich hat, entdeckt man nicht in der Plattformökonomie, den Startups, den Internetgiganten in Silicon Valley, den Lernfabriken und Demonstrationszentren für Industrie 4.0. Die Plattformökonomie bildet nur einen Bruchteil des gesellschaftlichen Gesamtwerts an Produktion und Dienstleistungen ab, die Startups starten viel und gehen noch mehr unter, Silicon Valley beherrscht zwar das Denken vieler Unternehmenslenker, die es den smarten Datenkraken nachtun wollen, aber doch zur Kenntnis nehmen müssen, dass ein industrielles oder auch ein Dienstleistungsunternehmen etwas anderes ist als eine App. Die Demonstrationsanlagen demonstrieren, wenn sie denn nicht wieder still stehen, die Funktionsweise der digitalen Fabrik im weltfremden Labor. Näher kommt man der digitalen Wirklichkeit, wenn man den Blick auf die Unternehmen und da auf den *Prozess der Digitalisierung* in ihnen richtet – und zwar nicht auf Greenfield-Vorzeigeunternehmen, sondern z.B. auf die ganz normalen Betriebe des Automobil- und Maschinenbaus und der Elektro-/Elektronikindustrie. Dabei stechen drei Phänomene ins Auge:

Die allermeisten Unternehmen hinken der erwarteten Entwicklung hinterher, die intelligente, selbstlernende und sich selbst steuernde Fabrik ist noch in weiter Ferne. Die Firmen schrecken vor den hohen Investitionen zurück und sie wissen um das Produktivitätsdilemma. Die IT, angetreten als Beschleunigungstechnologie, löst bislang das Produktivitätsversprechen nicht ein. Von daher machen es sich manche linke Theoretiker zu leicht, wenn sie die Digitalisierung rundweg als Strategie der Profitsteigerung charakterisieren. Es wird um den 4.0-Hype herum auch einiges an Geld verbrannt.

Es ist augenfällig und in allen Verlautbarungen der 4.0-Promotoren sowie in zahlreichen betrieblichen Projekten zu studieren, dass die Digitalisierung nie als Solitär auftaucht, sondern immer in Verknüpfungen. Die geläufigsten sind »lean and digital« oder »digital und agil« oder »Digitalisierung und Disruption«. Diese entstammen aber nicht dem Technik-, sondern einem organisationstheoretischen und betriebswirtschaftlichen Diskurs, der von Innovation und Akzeleration handelt. Sie versucht man heute zu erreichen, indem man abgeht von zentralistischen Konzepten (»Wasserfallmethode«) und hin zu Ansätzen der Selbststeuerung, Autonomiegewährung und Flexibilisierung. Mit anderen Worten: Es soll mehr Freiheit in die Arbeitsausführung und Arbeitsmethode einziehen und dadurch die Selbstverantwortung der Beschäftigten gefördert werden.

Ein scheinbar gegenläufiger Trend zu dieser Autonomiesteigerung, die manche schon euphorisch »Demokratisierung der Arbeitswelt« nennen, ist das, was wir als »Neobürokratismus« bezeichnen können. Die Beschäftigten, vor allem die hoch qualifizierten, werden heute überladen mit Dokumentationspflichten und sie haben unzählige Prozesse einzuhalten. Ingenieure und Entwickler berichten, dass das Drumherum ihrer produktiven Arbeit schon bald die Oberhand gewinnen wird und dass einfachste Änderungen komplizierteste Prozesse auslösen. Was wie eine Verschleuderung produktiver Ressourcen und eine Verdoppelung der Arbeit (reale und fiktionale Arbeit) aussieht, ist in Wirklichkeit Zuarbeit für die Digitalisierung. Die Digitalisierung kann nämlich nur gelingen, wenn im Vorfeld die soziale Praxis modelliert wird. Der Computer, respektive der Algorithmus, ist vom realen Chaos der Welt vollkommen überfordert, er läuft zu seiner vollen Form nur auf, wenn die Welt ihm als geordnetes Modell vorliegt. Dafür bedarf es der Daten, die der Beschäftigte durch vermehrte Dokumentation dessen, was er tut, herbeischaffen muss, und dafür bedarf es der Zerlegung des opaken geistigen Arbeitsvorgangs in Prozesse, in eine Abfolge von Schritten.

Ein schleppender Vormarsch der Vernetzungstechnologien, die Entlassung der Beschäftigten in die (unternehmerische) Freiheit und Belegschaften, die unter der Last der Dokumentationswut und der Prozessmanie ächzen, das ist viel mehr die Realität der Digitalisierung als Click- und Crowd-Working, die Kommunikation der Maschinen und Werkstücke untereinander oder gar die Künstliche Intelligenz und das Deep Learning. Weder treibt hier ein digitaler Taylorismus sein Unwesen noch entsteht die »liquid factory«. Die Kontrolle der Arbeitskraft, wie sie für den Taylorismus typisch war, interessiert das moderne Management aus Gründen, die weiter unten erläutert werden, nicht mehr. Dagegen interessiert es sich sehr für die Kontrolle und Synchronisation von Wertschöpfungsketten. Aber auch von Letzterem ist man noch weit entfernt. Die Kontingenz, die kapitalistischer Produktion eigen ist (die »Herrschaft des Zufalls«), lässt sich nicht so leicht besiegen.

Dennoch sprechen wir hier nicht von einem harmlosen Vorgang. Im Gegenteil: Es ist große Gefahr im Verzug für die Gesundheit, vor allem die psychische Gesundheit der Beschäftigten. Die Digitalisierung gewinnt ihre Brisanz nicht als bloß technischer Vorgang, sondern als Werkzeug einer neuen Soziotechnik der Ausbeutung.



## Tiefenbohrungen: Digitalisierung und indirekte Steuerung

Wer den Kern der Digitalisierung verstehen will, der kommt nicht um das Steuerungsthema herum. Die digitalen Technologien sind im Wesentlichen Steuerungstechnologien. Sie zielen nicht (mehr) auf die Optimierung einzelner Wertschöpfungsstufen ab, sondern auf die Optimierung ganzer – oft globaler – Wertschöpfungsketten und verteilter Produktionsnetzwerke. In gewisser Weise ist das Digitalisierungsprojekt ein Logistikprojekt, das das Dazwischen des Wertschöpfungsprozesses im Auge hat, wo man die größte Verschwendung und die höchsten »faux frais« (tote Kosten) vermutet und sie durch eine Echtzeitvernetzung eindämmen und reduzieren will. Hierfür bedarf es aber nicht nur einer ›intelligenten‹ Technik, sondern auch ›intelligenter‹ Technikanwender, die sich nicht in erster Linie als Work-Place-Owner, sondern als Prozess-Owner begreifen und über den Tellerrand des Arbeitsplatzes und der Abteilung schauen. Sie wachsen gewöhnlich nicht heran in Systemen von Befehl und Gehorsam (»command and control«), der

Befolgung von Anweisungen, der Unterordnung und Disziplinierung. Zuckerbrot und Peitsche ist die garantiert falsche Pädagogik für Menschen, die handeln sollen, als ob ihnen die Produktionsmittel gehörten.

Ein wesentlich wirksamerer Ansatz, unternehmerische Dispositionen bei den Beschäftigten hervorzurufen, ist die sogenannte *indirekte Steuerung*. Sie ist eine Antwort auf die Rigiditäten und Kontrollkosten des Fordismus und sie versucht, den Wertschöpfungsprozess durch Zielvorgaben und die Gewährung von Autonomie zu einer deutlich profitableren Angelegenheit zu machen als dies im *Kommandosystem* der Fall war. Der Philosoph Klaus Peters und der Soziologe Dieter Sauer haben diesen Wandel zu Recht als »organisatorische Revolution« begriffen, die dem Kapitalismus noch einmal sehr viel frische Energie zuführt. Es ist – ohne dass hierfür ein Masterplan vorgelegen hätte – seit den 1990er-Jahren des letzten Jahrhunderts ein neues Produktionsregime entstanden. Seine Kennzeichen sind Käufermärkte, eine durch die Globalisierung ausgelöste heftige Konkurrenz zwischen den Unternehmen, die Dislozierung der Produktion (Outsourcing, Just-in-time), die Herausbildung weit verzweigter Wertschöpfungsketten und fast unüberschaubarer Produktionsnetzwerke. Seine gravierendsten Konsequenzen für die Firmen sind die Abforderung einer brutalen Flexibilität und die Aufkündigung der Produktionsökonomie. Unter Produktionsökonomie wird der Versuch verstanden, den Kostpreis des Produkts durch eine rationale Gestaltung der Produktion (Automatisierung, Fließfertigung, Arbeitsteilung, Hierarchie etc.), eine rationelle Einsteuerung der Aufträge (Bündelung gleichartiger Aufträge, Zwischenläger etc.), eine gleichmäßige Auslastung der Produktion und entsprechende Anreizsysteme (Akkord, Prämie etc.) zu verringern. Diese innerbetriebliche Ökonomie funktioniert heute nicht mehr, heute herrscht auch im Betriebsinneren die Marktökonomie, heute ist es wichtiger, schnell als billig zu sein, wenngleich auch Letzteres weiterhin eine Rolle spielt. Und mindestens ebenso wichtig ist es, sofort und unverzüglich auf die Launen und Sonderwünsche des Kunden zu reagieren. In einer solch angespannten und pufferlosen Produktion ist jeder Maschinenstillstand, jeder Materialengpass, jedes Fehlteil, jeder Personalausfall eine mittlere Katastrophe. Es herrscht gewissermaßen der dauernde Ausnahmezustand. Weil eine solch unruhige und zerstreute Produktion nicht mehr mit dem klassischen Instrumentarium des Organisierens zu bewältigen ist, weil man einen solchen Produktionsorganismus nicht mehr von einer Zentrale aus dirigieren und kommandieren kann, deshalb haben die Unternehmen umgesteuert und divisionalisiert, dezentralisiert, enthierarchisiert, kanbanisiert (vereinfacht), vermarktlicht und flexibilisiert. Sie sind von der direkten zur indirekten Steuerung übergegangen, zu einer Steuerung nicht mehr durch eine Top-down-Planung, mittels Anordnungen und Anweisungen, sondern über Ziele und die Setzung von Rahmenbedingungen, auf die die Beschäftigten selbständig reagieren sollen. Sie sollen Unternehmer im Unternehmen werden, also nicht mehr nur eine Aufgabe erfüllen, sondern den Unternehmenserfolg in gleicher Intensität anstreben wie der Unternehmer und sein Management.

Das postfordistische Produktionsregime hat es in der Tat vermocht, die Kontrollkosten (Lohnbürokratie, Hierarchie etc.) zu reduzieren, von einer »economy of scales« zu einer »economy of scopes« umzuschalten und flexibel zu werden. Gleichzeitig sind in der unruhigen Produktion die Komplexitätskosten gestiegen, es haben sich die Schnittstellen inflationiert und die Koordinationsprobleme vervielfacht. Die indirekte Steuerung hat ihren Preis und genau den will die Digitalisierung entscheidend drücken. Das ist des Pudels Kern. Chris Boos, einer der deutschen Künstliche-Intelligenz (KI)-Pioniere, drückt es so aus: »Die smarte Technik ist die Antwort der Programmierer auf McKinsey.« Die Digitalisierung ist das Versprechen, mit technischen Mitteln die Reibungsverluste im dislozierten und flexibilisierten Produktionsprozess zu minimieren bzw. ganz zu beseitigen und die »liquid factory« zu verwirklichen: durch Echtzeitsteuerung, durch die völlige Transparenz der Wertschöpfungskette, durch flexible Automatisierung, durch »one piece flow« (effiziente Fertigung auch von Einzelteilen bzw. Unikaten), durch »predictive maintanance« (vorausschauende Instandhaltung), durch kollaborative Mensch-Roboter-Systeme. Wenn sich die Aufträge selbst durch die Fabrik steuern, die Maschinen und

Werkstücke miteinander kommunizieren, die anfallenden Daten zum Sprechen gebracht werden und effiziente Handlungen auslösen, dann scheinen die dem kapitalistischen Betrieb immanenten Widersprüche zwischen Flexibilisierung und Standardisierung, Produktions- und Marktökonomie, Kosten und Qualität etc. aufgelöst und der von Bill Gates prophezeite reibungslose Kapitalismus nahe.

Digitalisierung und indirekte Steuerung hängen mithin genuin zusammen. Die Digitalisierung ist beides: ein Enabler der indirekten Steuerung bzw. ihre technische Infrastruktur und ein Verstärker der indirekten Steuerung. Enabler ist sie insofern, als sie die für das »management by objectives« notwendigen Kennzahlen generiert und Verstärker, weil ihre Echtzeitdaten die Steuerungsfähigkeit der autonomen Einheiten steigern können.



## Die psychischen Kosten des indirekt-digitalen Steuerungskomplexes

Im Belastungsdiskurs – insbesondere dem über psychische Belastungen – haben sich zwei dominante Lesarten etabliert: eine miserabilistische und eine technokratisch-optimistische. In der miserabilistischen Variante lebt der alte Verelendungsdiskurs fort, der den Kapitalismus – gleich welcher Spielart – als genuine Risikoquelle für die Gesundheit der Beschäftigten charakterisiert. Während im Taylorismus die Monotonie, der kurzzyklische Arbeitstakt, die Zerstückelung der Arbeit, das strenge Zeitkorsett, die Fixierung an eine enge Arbeitsumgebung, der Leistungsdruck, die Entfremdung und die Unterordnung unter das Kommando des Vorgesetzten die Psyche angegriffen haben, tun es im Postfordismus die Entgrenzung, die Aufgabenflut, die Selbstverantwortung, das Multitasking, die Mobilität, die (Teil-) Autonomie und wieder der Leistungsdruck. Mit der Digitalisierung kommen auf diese Belastungspyramide noch die totale Kontrolle (Panoptimus) und erneut der steigende Leistungsdruck oben drauf. Die Konstante in diesem Leidensnarrativ ist der Leistungsdruck, der allerdings nur eine Richtung kennt: Er steigt und steigt und steigt. Ansonsten ist eine merkwürdige Umkehrung am Werk. Die Medizin, die gegen den Taylorismus und zur Humanisierung des Arbeitslebens verabreicht wurde – Job Enlargement, Job Enrichment, Selbstregulierung, Abwechslungsreichtum etc. –, wird im Postfordismus selbst zu einer Belastung. Die technokratisch-optimistische Variante führt – anders als die miserabilistische, die den Kapitalismus per se für die Gefährdung der Gesundheit verantwortlich macht (»Arbeit macht krank«) – die Belastungen, von denen sie noch viel mehr kennt, auf Fehler der Arbeitsgestalter zurück. Sie denken zu wenig sozio-technisch und sie wissen kaum etwas von den menschlichen Bedürfnissen und Beanspruchungsgrenzen. Würde man das gebündelte ergonomische und arbeitspsychologische Know-how zum Einsatz bringen, ließen sich viele Belastungen reduzieren und viele Fehltage einsparen. Die Optimisten rechnen den Unternehmen die aufgrund ihrer Unachtsamkeit entgangenen Gewinne vor und sie beklagen sich über die mangelnde Pflege des Humankapitals durch das Top-Management.

Neben diesen beiden dominanten Linien im Belastungsdiskurs findet seit einiger Zeit eine dritte mehr und mehr Beachtung. Aufgeschreckt durch die starke Zunahme psychischer Erkrankungen, stellt man die Frage nach den Widerstandkräften des modernen Menschen, der doch in die Freiheit entlassen worden sei und jetzt unter der Last der Verantwortung für sich leidet oder gar zerbricht. Man konstatiert eine

»Müdigkeitsgesellschaft« (Byung-Chul Han), ein »Erschöpftes Selbst« (Alain Ehrenberg), das den Aktivierungsstrategien und -postulaten des modernen Kapitalismus nicht (mehr) gewachsen sei. Die Autonomie kippt um in die Depression, die sich einstellt, wenn der »souveräne Mensch« merkt, dass er den selbst gesetzten Zielen, die genau betrachtet die Ziele eines entfesselten Kapitalismus sind, nicht nachkommen kann, dass er trotz aller Freiheit weiterhin unterworfen ist.

Die Miserabilisten reden zu viel und zu monokausal vom Kapitalismus als Krankheitsherd. Die Optimisten reden zu wenig oder gar nicht vom Kapitalismus, stattdessen appellieren sie an die präventive Vernunft der Kapitalisten. Und die Outburning- und Resilienzforscher reden bei aller Gesellschafts- und Zeitdiagnose letztlich doch von einem überforderten und sich überschätzenden Menschen. Der Ball wird vom Kapitalismus zu den Managern und schließlich zum Beschäftigten gespielt, dem es aufgegeben ist, resilient und achtsam zu werden.

Es wäre vermessen zu behaupten, dass sich alle drei Denkansätze irren. Jeder besitzt »ein Körnchen Wahrheit«, doch der Ball gehört an eine präzisere Stelle, eine Stelle, die den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher, betrieblicher und individueller Ebene herstellt.

»Disruption« ist eines der Buzz-Words im Digitalisierungsdiskurs. Fast in jeder Publikation wird beklagt, dass die Unternehmen das Potenzial der Digitalisierung nicht ausschöpfen, dass sie nicht den Mut hätten, ihre Geschäftsmodelle umzuwerfen, vom Produzenten zum Dienstleister (Maschinenbau) oder vom Autobauer zum Software-Unternehmen zu werden. Die Kritik ist wohlfeil, sie wird in der Regel vorgetragen von den Phantasten der »weightless economy« (Diane Coyle). Dabei übersehen sie, dass sich in den Betrieben gerade eine wirkliche Disruption ereignet, die allerdings wenig mit technologischen Sprüngen oder einer Vierten Industriellen Revolution zu tun hat. Die *indirekte Steuerung* ist mehr als eine organisatorische Finesse. Sie wälzt die Herrschaftsform im Betrieb um und sie löst die Jahrhunderte alte betriebliche Planwirtschaft auf. Das Management, das ehedem den Wertschöpfungsprozess vorstrukturiert und überwacht hat, tritt zur Seite und bietet den Beschäftigten die Selbständigkeit an. Es macht ihnen keine Vorschriften mehr, sondern es vertraut in ihre Kreativität und ihre Bereitschaft, am Erfolg des Unternehmens mitzuwirken. Das Transformationsproblem der Verwandlung von Arbeitskraft in Arbeit scheint damit gelöst, der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit verschwunden. Doch die Freiheit und Autonomie, die die Beschäftigten gewinnen, haben einen Preis: Ihr Schicksal wird über Ziele, die weiterhin das Management definiert, und über Kennzahlen, die den Befehl ersetzen, unmittelbar mit dem Erfolg des Unternehmens verknüpft, sie müssen auf Gedeih und Verderb Erfolg haben und die Profitrate erzielen, die das Management vorgibt. Durch die neu gewonnene Freiheit verschärft sich der Druck auf sie, der jetzt ein Erfolgsdruck ist. Sie werden für Dinge verantwortlich gemacht, die sie nicht oder nur bedingt beeinflussen können. Sie haben nicht mehr die Unterstützung ihrer Vorgesetzten, sondern sie sind auf ihre eigene Organisationskompetenz zurückgeworfen. Daher kommt das scheinbare Organisationschaos, das Trouble Shooting, das Turbulenzenmanagement, daher kommt auch die unheimliche Innervierung, die in die Betriebe eingezogen ist, welche sich unter anderem in der Ausbreitung einer schon fast strukturell zu nennenden Prokrastination äußert. Wer nicht mehr weiß, wie die Fülle an Aufgaben zu bewältigen ist, verschiebt vieles nach hinten und handelt sich, wenn die Deadline naht, noch viel mehr Druck und Stress ein. In den Unternehmen wird ein neues Spiel gespielt und es heißt »Mach, was du willst, aber sei profitabel« und wehe, man ist es nicht, dann winkt der ökonomische Tod.

Die Konsequenzen, die dieses neue Steuerungs- und Herrschaftsprinzip für die Psyche hat, sind gravierend. Symbolisch gesprochen, zerreißt es den autonomen Beschäftigten. Er ist hin- und hergerissen zwischen seinem fachlichen (eine Sache gut machen) und seinem unternehmerischen Gewissen (eine Sache profitabel machen), zwischen Kollegialität und Konkurrenz, zwischen seiner Familie, die ihn bei sich haben will, und dem Betrieb, der auf sein ganzes Leben zugreift, zwischen Achtsamkeit auf seine Gesundheit und Raubbau an seiner Gesundheit. Er gefährdet sich in hohem Maße selbst, nicht weil er Perfektionist, Karrierist oder Hasardeur

ist, sondern weil ihn der Erfolgszwang dazu treibt. Es ist keine gewagte These zu behaupten, dass die starke Ausbreitung psychischer Erkrankungen in der Arbeitswelt mit der Expansion der indirekten Steuerung zusammenhängt. Die indirekte Steuerung wirft für den Beschäftigten existenzielle Fragen, Fragen nach dem Sinn des Ganzen und nach dem eigenen Selbstverständnis, auf und sie stürzt ihn in zahllose innere Konflikte, die er für sich lösen muss.

Wenn man nach dem typischen Belastungssyndrom des digitalen Kapitalismus sucht, dann wird man nicht in der Digitalisierung als solcher fündig – es sei denn, man gibt sich mit Kulturkritik (Abstraktifizierung, Aufmerksamkeitszerteilung, Formalisierung etc.) zufrieden –, sondern in ihrer Verknüpfung mit der indirekten Steuerung. Es existiert ein eigenartiges Gemisch aus Agilitätsanforderungen, die aus der indirekten Steuerung resultieren und aus Ohnmachtserfahrungen, die aus der Konfrontation mit dem technischen und ökonomischen Apparat herrühren. Agilisierung heißt die Entfaltung von Initiative, heißt das Unmögliche möglich machen, heißt Überarbeit und Sprints, heißt Projektifizierung der Arbeit, heißt SCRUM (neue Innovationsmethode, die von der Vorabplanung des Innovationsprozesses abgeht) und Meeting, heißt White Board und Dailys, heißt Benchmark und Audit, heißt Empowerment und Optimierung, heißt Multitasking und Hybridisierung, heißt Entfesselung und Entgrenzung – alles Phänomene, die den Beschäftigten in ein aktives, ja hyperaktives Verhältnis zur Welt bringen. Dagegen steht eine basale Ohnmachtserfahrung, die nicht nur abhängig Beschäftigte machen, sondern ebenso das Management. Sie trägt fast kafkaeske Züge wie beim Mann vom Lande, der von einem Türhüter Einlass begehrt und von ihm ohne jede Erklärung zur Antwort bekommt: »Es ist möglich, jetzt aber nicht«. Diese Erfahrung lähmt den Mann vom Lande derart, dass er fortan ein Leben lang auf Einlass warten wird und auf den Grund dafür, warum ihm dieser immerzu verboten wird. Ähnlich ergeht es den Beschäftigten, wenn sie ihre Leistung bringen, aber erfahren müssen, dass ihre Abteilung trotzdem abgewickelt wird, wenn sie sogar Superleistungen erzielen, aber hören müssen, das sei noch nicht genug, wenn sie in unzählige Prozesse gezwungen werden, deren Sinn niemand mehr nachvollziehen kann, wenn sie akribisch ihren Arbeitsvollzug dokumentieren sollen und dadurch kaum mehr zur eigentlichen Arbeit kommen, wenn sie Algorithmen folgen sollen, deren Inhalt für sie eine Black Box ist, wenn sie sich einer Technologie gegenübersehen, die niemand mehr versteht und der trotzdem alles untergeordnet wird (Zauberlehrlingssyndrom). Agil sein sollen und tatsächlich sich ohnmächtig fühlen, in diesem Widerspruch lebt und leidet der moderne Arbeiter. Er ist weit beherrschender als die so viel bemühte Kontrollangst. Sie ist zwar nicht grundlos, aber es wird zu keiner ›Amazonisierung‹ der Industrie kommen. Dagegen stehen Betriebsräte, die beim Datenschutz sehr gallig werden können, dagegen steht der aktuelle Rationalisierungsansatz in den Unternehmen, der nicht auf die Kontrolle der Arbeitskraft, sondern des gesamten Wertschöpfungsprozesses abzielt. Unabhängig davon wird das Gefühl, völlig unter Kontrolle zu stehen, anwachsen, was bei nicht wenigen Beschäftigten psychischen Stress auslösen wird. Einerseits werden sie in die unternehmerische Freiheit, also eine bedingte Freiheit, entlassen, sie werden angerufen, selbstverantwortlich die Unternehmensziele zu verfolgen, von sich aus das Nötige zu tun, andererseits steht ihnen in Gestalt der digitalen Technik eine mächtige potenzielle panoptische Kontrollmacht gegenüber, die – käme sie zum Einsatz – ihre Freiheit ad absurdum führen würde. Es ist jetzt schon so, dass die größte Gefährdung im Arbeitsleben von den Beschäftigten selbst ausgeht, die um die Ziele zu erreichen ihre Gesundheit aufs Spiel setzen. Wie wird es erst sein, wenn die Wege der Zielverfolgung und der Fortschritt dabei jederzeit und in Echtzeit überall abrufbar und transparent sind. Ein Double Bind und die Zunahme der Selbstgefährdung ergänzen das oben genannte Belastungssyndrom des digitalen Zeitalters. Solchen Beschäftigten Resilienz und Distanzierungsfähigkeit anzutragen, ist bestimmt gut gemeint, aber angesichts der tatsächlichen Dramatik auch hilflos. Und ihnen mit pauschaler Kapitalismuskritik zu kommen, ist nicht weniger hilflos, erleben sie sich doch als freier denn je und ihr Handeln als das Werk ihres freien Willens.

## Was tun?

Dem neuen Belastungspanorama des digitalen Kapitalismus sind das traditionelle System des Arbeits- und Gesundheitsschutzes, aber auch die ihn ergänzenden Formen der Gesundheitsförderung nicht mehr gewachsen. Man muss vielmehr von einer substanziellen Krise des Arbeitsschutzes sprechen. Warum Krise? Der Arbeitsschutz hierzulande funktioniert nach dem Steuerungsprinzip Hierarchie. Er basiert auf Gesetzen, Verordnungen, Vorschriften, die der Staat über bestimmte Verfahren und institutionelle Vorkehrungen durchzusetzen trachtet. Die Verfahren tragen einen eindeutigen Aufsichts- und Kontrollcharakter – sowohl in ihrer überbetrieblichen als auch in ihrer betrieblichen Ausprägung. Der Staat setzt dieses eigentlich einer Polizeilogik entspringende Instrumentarium ein, weil er davon ausgeht, dass die Unternehmen im Zweifelsfall ihren Zweck, die Gewinnerzielung, höher stellen als den Schutz der Gesundheit. Er zwingt sie gewissermaßen zu einem pfleglichen Umgang mit der Arbeitskraft. Das Gedankenmodell, das hinter der Struktur und Verfahrenssweise des Arbeitsschutzes steht, ist ein *immunologisches*. Es lebt von der klaren Unterscheidung zwischen Innen und Außen, zwischen Freund und Feind, zwischen Eigenem und Fremdem. Es ist von einem militärischen Dispositiv beherrscht, Angriff und Abwehr bestimmen das immunologische Handeln. Das Andere ist das Negative, das in das Eigene einzudringen versucht. Dagegen immunisiert sich das Eigene durch Prophylaxe, durch die Stärkung der Abwehrkraft. Es führt Fragmente des Anderen in sich ein, um die Immunreaktion hervorrufen und dadurch das Andere eliminieren, ausschließen zu können. Im Arbeitsschutz sind Belastungen (man nennt sie merkwürdigerweise »Fehlbelastungen«) das Fremde. Sie kommen von außen, wirken auf das Arbeitsindividuum ein, treffen auf ihm auf und lösen in ihm Beanspruchungen bzw. Fehlbeanspruchungen aus. Sie werden behandelt wie *Infektionen*, gegen die man sich schützen muss: durch Ergonomie oder durch soziale Impfstoffe wie gute Führung, Kooperation, Gruppe oder durch Training und Selbstertüchtigung. Die Abwehr gegen das Fremde übernimmt ein Expertensystem, das um die Gefahren und Wirkungen der Belastungen weiß und in der Lage ist, das von ihnen ausgehende Gefährdungs- und Schädigungspotenzial zu beurteilen. Seine Vorgehensweise ist weitgehend standardisiert und folgt einem vorab festgelegten Verfahren. Der Interventionstypus, den es verkörpert, ist der der Expertenintervention und des Paternalismus – und zwar eines wohlmeinenden Paternalismus.

Seine große Zeit hatte das immunologische Modell in der kapitalistischen *Disziplinargesellschaft*. Da hat es auch seine großen Erfolge eingefahren. Die Disziplinargesellschaft hat versucht, durch Gebote, Verbote, Gesetze den Gehorsam der Subjekte zu erzwingen. Gegen ihre Übergriffe und Zumutungen galt es sich zu wehren, und man hat dies mit den Mitteln der Disziplinargesellschaft gemacht: Verbote, Grenzwerte, Vorschriften und Verordnungen. Weil der Disziplinarkapitalismus Subjektivität der Tendenz nach unterdrückt und weil er die Arbeit banalisiert hat, war es einmal fast revolutionär, ganzheitliche, anforderungsreiche, sinnvolle, lernhaltige, autonome, vollständige Arbeit mit viel Handlungs- und Entscheidungsspielräumen als Gegengift gegen die Belastungen des Disziplinarkapitalismus zu fordern.

Die kapitalistische Disziplinargesellschaft ist heute im Begriff, sich aufzulösen. Sie, die im Unternehmen die Form des *Kommandosystems* und der betrieblichen Planwirtschaft angenommen hat, wird abgelöst durch die Leistungs-, Aktiv-, Beschleunigungsgesellschaft, die uns im Unternehmen in Form der *indirekten Steuerung* und Vermarktlichung gegenübertritt. Nicht mehr Unterdrückung und Begrenzung sind ihre Merkmale, sondern Entgrenzung, Entfesselung, Empowerment, Enhancement, Aktivierung. Es werden keine Gehorsamssubjekte mehr gebraucht, sondern unternehmerische Erfolgssubjekte. Das Nein der Verbote und die Negativität des Sollens haben ausgedient, heute geht es um das Ja, die Positivität des Könnens. Wie wirksam und produktiv diese neuen Formen der Steuerung, die auf eine kleinliche Kontrolle des Arbeitshandelns verzichten und den Arbeitspersonen viel Freiheit und Selbstverantwortung einräumen, zeigt sich am in aller Welt bestaunten und beargwöhnten wirtschaftlichen Erfolg Deutschlands. Er rührt nicht nur vom Verzicht der

Beschäftigten auf einen angemessenen Anteil am Erwirtschafteten her, sondern auch von einem Regimewechsel vom Kommandosystem hin zur indirekten Steuerung. Es ist eine Hyperarbeitsgesellschaft, eine Hochleistungsökonomie entstanden, die die Steigerung der Konkurrenzfähigkeit verinnerlicht hat, deren Beschäftigte den Unternehmenserfolg zu ihrer eigenen Sache machen und nicht mehr geführt werden müssen, sondern sich selbst führen und optimieren.

Die Schattenseite dieses Erfolgsmodells, die immer unübersehbarer wird, ist die Ausbreitung psychischen Leids in der Arbeitswelt. Während im Disziplinarkapitalismus der allmähliche Verschleiß, die Abnutzung der Arbeitskraft, die Chronifizierung von Beschwerden, die Infizierung durch Gifte und gefährliche Stoffe das dominante Krankheitsmuster war, ist das Krankheitsmuster der Aktivgesellschaft, die der digitale Kapitalismus ist – Disruption, Akzeleration, Agilität etc. –, die neuronale Krankheit: Depression, Burnout, Angststörungen, Erschöpfung. Solche Erkrankungen sind keine Infektionen, sondern *Infarkte* von Subjekten, die unter dem Leistungsdruck, der Beschleunigung, der Verantwortung und der andauernden Initiative zusammenbrechen. Sie brechen nicht zusammen, weil sie von außen bedroht und befallen werden, sondern sie brechen durch sich selbst zusammen. Sie werden schaffens- und könnensmüde. Gegen den Infarkt hilft keine immunologische Technik, er kommt plötzlich, er kündigt sich nicht an und er gibt keine konkreten Gründe für sein Eintreten an. Er ist die Krankheit einer paradoxen Freiheit: einer Freiheit, die den Druck, der auf einem lastet und den man sich macht, beständig steigert, bis der Körper einschreitet.

Der Gesundheitsschutz, so wie er bisher ausgelegt ist, stößt bei diesen psychischen Belastungen an eine Grenze. Seine Akteure machen eine Ohnmachtserfahrung. Sie erleben, dass die Beschäftigten, um ihre Ziele zu erreichen, sich selbst gefährden, ja Regelungen zum Arbeitsschutz umgehen, ihre Gesundheit willentlich aufs Spiel setzen. Die indirekte Steuerung setzt diese »interessierte Selbstgefährdung« (Peters) frei, die man von Selbständigen und Freiberuflern kennt, die sich keine Krankheit mehr leisten können. Gegen die andauernde psychische Anspannung, den inneren Druck, das Getriebensein gibt es keine einfache Medizin, die man von außen verabreichen kann. Die populäre Forderung etwa nach Reduzierung des Leistungsdrucks geht ins Leere, weil keine konkret benennbare Instanz da ist, die ihn ausübt und daher auch verringern könnte, es sei denn, man begibt sich in den aussichtslosen Clinch mit dem Markt.

Notwendig ist von daher ein neues Paradigma im Arbeits- und Gesundheitsschutz, das abgeht vom Expertenmodus und von den Interventionstypen der Überwachung, Belehrung und Kontrolle. Wie es genau aussehen könnte, ist erst in Umrissen erkennbar. Die Ohnmachtserfahrung der betrieblichen Arbeitsschützer ist auch der Wissenschaft nicht fremd. Soviel aber kann gesagt werden: Alle müssen erst einmal begreifen, dass im Kapitalismus ein neues Spiel begonnen hat, dem man nicht mit den Methoden des alten beikommt. Es gilt zu verstehen, was sich derzeit in den Unternehmen psychologisch und sozial zuträgt, wieso die indirekte Steuerung, die doch ein Freiheitsgewinn ist, und wieso die Digitalisierung, die doch stupide Arbeit beseitigen kann, in Angst und Druck umschlagen, weshalb die Beschäftigten ohne Androhung von Sanktionen und die Aussicht auf Belohnung sich überfordern und überarbeiten. Diese Verständigung kann nicht über die Köpfe der Beschäftigten hinweg stattfinden und sie kann auch nicht ohne sie gelingen. Wenn sie nicht anfangen, selbst zu denken und herauszufinden, warum sie gegen sich selbst handeln, wird es kein Entkommen aus der paradoxen Freiheit geben. *Sapere aude!*



# Ein Kabarettist steht auf

Von Klaus Gietinger

Es ist 25 Jahre her, wir schreiben das Jahr 1994, da, so berichtet Dr. Mohsen Ramazani-Mogghaddam in seinem Buch »Ein Hauch Vergangenheit«, da hätten »zwei Parteifunktionäre der rechtsradikalen Republikaner zu einer Podiumsdiskussion (zu welchem Thema auch immer) in das damalige Studiotheater neben dem Gasthaus Bingert eingeladen. Die Moderation sollte ein stadtbekannter Kabarettist übernehmen. Der brüstete sich damit, er werde die beiden rechtsextremen Parteigänger in der Diskussion als Verbrecher demaskieren und ihr faschistisches Gedankengut entlarven. Die Gegner dieser Veranstaltung entgegneten ihm, er solle die Republikaner doch bitte mit nach Hause nehmen und sie bei Kaffee und Kuchen demaskieren. Das Nauwieser Viertel sei keine öffentliche Bühne für solche faschistische Propaganda.«[1]

2004 besuchte – zusammen mit mehreren Kolleginnen und Kollegen – derselbe Kabarettist das Flüchtlingslager Lebach: »Geradezu unwürdig, die Unterbringung«, befand er kritisch. »Vier bis fünf Personen müssen sich ein Zimmer teilen. Manchmal reicht nicht einmal die Anzahl der Betten – und das, obwohl das Lager nicht einmal voll belegt ist.«[2] Ein offensichtlich humanistisches Plädoyer. Das war 11 Jahre vor Merkels »Wir schaffen das«.

Auf Facebook berichtet Philipp Weis, ehemaliger Juso-Vorsitzender im Saarland, er habe in seiner Grundschulzeit manchmal bei einem türkischstämmigen Klassenkameraden eine Kabarettsendung gesehen mit einem lustigen Franzosen, der sich »Jacques« nannte. Das habe den türkischen Jungs gefallen, so Weis auf Nachfrage, weil Jacques vorgab, Ausländer zu sein und Deutsch mit einem Akzent gesprochen habe. Und dieser Kabarettist hätte sogar einen »festen Slot« im aktuellen Bericht des SR gehabt: »Einer der Saarländer mit der größten Reichweite, bekannt aus Funk und Fernsehen.«

Auf einer Demo der Friedensbewegung sei es für ihn eine Ehre gewesen, nach diesem Mann, mit dem er natürlich auf Facebook befreundet war, zu sprechen, bis, ja, bis er, Weis, es dann später abgelehnt habe »auf einer Demo zu sprechen, wenn der dort auch sprechen sollte«.

Warum das denn, fragt man sich, was war passiert? Schließlich gehörte der Kabarettist 2018 doch zur Bewegung »Aufstehen« bzw. war einer der Frontmänner. Das sollte doch eine neue linke Massenbewegung werden. Doch schon bei der Auftaktveranstaltung dieser Organisation des ›aufrechten Gangs‹, vor gut einem Jahr in Burbach, gab es Reibungsverluste. Denn der Kabarettist saß auf dem Podium und seine Ansichten über Migration kamen bei Teilen des Publikums nicht so gut an. Die Spaßpartei »Die Partei« hatte gar vor dem Saal zu einer Mahnwache mit dem Motto »Aufstehen gegen Aufstehen« bzw. »Hinsetzen!« geladen.

Der Mann, der kein politischer Kabarettist sein will, wird bei seinen Auftritten sehr politisch. So erlebte ihn Alice Hoffmann, die vor Jahren auch schon mal mit ihm zusammen aufgetreten war, später (nach 2015) bei einer seiner Kabarettvorstellungen vor der Partei Die Linke. Da gab er Folgendes zum Besten: »Wenn mein Haus abbrennen würde, würde ich erst mal meine Frau und meine Kinder in Sicherheit bringen, dann nach meinen Papieren greifen und ganz am Schluss würde ich an mein Handy denken, bei den Flüchtlingen ist es umgekehrt.« Oskar Lafontaine und Sahra Wagenknecht, die mit im Saal saßen, fanden das, von Hoffmann darauf angesprochen, nicht schlimm, sondern witzig.

Nun, Detlev Schönauer, so heißt der Kabarettist, bringt inzwischen noch ganz andere ›Gags‹. Während er verkündet, dass die Dummheit eine Farbe hat, »nämlich grün«, findet er, dass lediglich bei einem einzigen Grünen nichts hinzuzufügen sei, nämlich




Der Kabarettist und der Politiker

dem Oberbürgermeister von Tübingen, Boris Palmer, der zu den Vorfällen in Chemnitz (wo auch ein jüdisches Restaurant angegriffen wurde), ganz im Tenor des damaligen Verfassungsschutzpräsidenten Hans-Georg Maaßen, gesagt hat: »Die Beweise für Gewalt und Ausländerjagd in Chemnitz sind eher dürftig, zahlenmäßig im einstelligen Bereich.« Schönauer muss dann aber doch was hinzufügen: »Unter einer Hetzjagd verstehe ich das bedrohliche Verfolgen von Menschen, die – unter Aufbietung all ihrer Kräfte – um ihr Leben rennen. Und das sehe ich in diesem Video keinesfalls.« Wundert es einen dann noch, dass er Annegret Kramp-Karrenbauers Verteidigung ihres Griffs ins Klo des Dritten Geschlechts mit einem »Danke« goutiert, von »Gender-Scheiß« redet und die mit einem antisemitischen Lied aufgefallene Kabarettistin Lisa Fitz (»Rothschilds, Soros und Consorten, die auf dem Scheißeberg des Teufels Dollars horten«) als Kollegin, die »noch selbst denken« könne, bezeichnet?

Der Blogger Uwe Caspari hatte nach einem Besuch einer Schönauer-Vorstellung dann einfach genug. Er postete einige von Schönauers lustigen Sprüchen: So »trug der Pseudofranzose die Anekdote vor, wie eine Burkaträgerin von der Bushaltestelle verschwindet, obwohl kein Bus hielt. Die Müllabfuhr kann so eine Burka schließlich nicht von einem Müllsack unterscheiden. Auch hier war der Jubel der Zuhörer gruselig, die Begeisterung bei der Vorstellung, eine Muslima lande im Müll, war zu spüren.«

Eine Grenze war für Caspari überschritten, wie er im persönlichen Gespräch erklärte, als Schönauer im zweiten Teil des Abends – nun nicht mehr als Kunstfigur Jacques, der Franzose, sondern als Schönauer – Bandansagen verschiedenster Institutionen spielte. Da seien auch witzige dabei, aber eine sei ganz schlimm gewesen. Eine Hotline irgendeines Gerichts. Und da sei auf der Ansage in gereimter Form sinngemäß gekommen, wir kümmerten uns um alle Fälle. Die Bäckereiverkäuferin, die ein Brötchen nimmt, die knackten wir natürlich weg. Bei einem Migranten, der ein Kind vergewaltige, da dürfe man nicht so genau sein, der kriege dann ein paar Sozialstunden, am besten noch im Kinderheim. Das habe, so Caspari, nichts mehr mit Humor zu tun, sondern mit Bildverzerrung, mit Stimmungsmache. Er hätte daraus kein Posting gemacht, wenn nicht in der Stumm'schen Reithalle (der passende Ort[3]) das Publikum gejohlt, gegrölt und gejubelt hätte.

Caspari fasste in seinem Blog zusammen: Rassismus ist kein Kabarett. Schönauer verklagte ihn und verlor krachend. Danach gab er sich beleidigt und kündigte seinen baldigen Rücktritt an, verbunden mit dem Versprechen, nie mehr in Saarbrücken aufzutreten. Für die Saarbrücker wohl kein Verlust. Denn seine »rechts-autoritären Einstellungen«, sein »skurril altertümliches Männerbild, Leugnung des Klimawandels, Islamkritik statt Religionskritik, Ethnopluralismus«, so sein ehemaliger Fan Weis, das brauchen wir nicht. Oder noch eine Kostprobe aus seinem letzten Saarbrücker Auftritt: Dass Greta Thunberg CO2 sehen kann, beeindrucke ihn, er könne dafür Dummheit riechen, »aber dafür gibt's keinen Nobelpreis«.

Nun, man könnte die Frage stellen, kann er sich vielleicht selbst nicht riechen? Es gibt Menschen, die sagen, Schönauer sei mal ein Linker gewesen. Ramazani-Mogghaddam, der mit ihm Physik studiert hat, bezweifelt das. Schönauer selbst sieht das auch so – er sei kein Linker. Nun ist er ein Freund von Oskar Lafontaine, hat bei der »Bewegung ›Aufstehen‹« mitgemacht, die sich ja längst wieder gesetzt hat und bei der, einer Erhebung zufolge, »ca. 30 % der Anhänger auf einer rechtspopulistischen und ausländerfeindlichen ›Deutsche zuerst‹- Linie sich bewegten«.[4]

Immerhin will Schönauer, so in einem Interview in der Saarbrücker Zeitung, den Sozialabbau »stoppen, mehr Rente, besseren Mindestlohn, die Leute sollen einfach von ihrem Lohn leben können« , alles linke Forderungen[5], aber er spielt dabei die deutschen Deklassierten gegen die Migranten aus. Wie es Caspari in seinem Blog dokumentierte.

Alice Hoffmann kann heute noch nicht verstehen, wie aus einem »christlichen Kabarettisten, einem warmherzigen liebevollen Menschen«, ein »›Gutmenschen‹-Beschimpfer« mit »Ausländerfeindlichkeit« geworden ist.

Aber ist oder war er vielleicht nicht einfach ein Sprachrohr eben dieses Oskar Lafontaine, der ja immer noch als Linker gilt? Der jedoch im Saarland volkstümlich Lehrer-Bashing betrieb – »faule Säcke« – und 1995, noch in der SPD, die Maschinenlaufzeiten in den Betrieben verlängern wollte, 2004, schon längst raus aus der SPD-Führung, den damaligen Innenminister Otto Schily (SPD) unterstützte, der Lager in Nordafrika für Flüchtlinge forderte. Und Lafontaine war es, der 1993, nach den Pogromen von Hoyerswerda, Rostock, Mölln und Hünxe, als saarländischer Ministerpräsident – und er war nicht der einzige – für die faktische Abschaffung des Asylrechts eintrat, was dann auch umgesetzt wurde. Er war es, der (2004) im Entführungsfall Jakob von Metzler in der Bild-Zeitung für Folter plädierte, der (2016 auf Facebook) von »Plutokratie« und (2017 in Ramstein) von »einer unsichtbaren Regierung« hinter den angeblichen Regierungen sprach und spricht und 1995 ausführte: »Der Staat ist verpflichtet zu verhindern, dass Familienväter und Frauen arbeitslos werden, weil Fremdarbeiter ihnen zu Billiglöhnen die Arbeitsplätze wegnehmen.«

Und selbstverständlich steht der Kabarettist Schönauer nicht nur vor oder hinter Lafontaine, sondern auch »völlig hinter Sahra, weil sie realpolitische Vorstellungen hat! Nein zu offenen Grenzen!« Zur Zeit der Weimarer Republik gab es Menschen, die man als »linke Leute von rechts« oder »rechte Leute von links«, als »Nationalbolschewisten« (z.B. Ernst Niekisch) bezeichnete, das wäre vielleicht im Fall Schönauer/Lafontaine/Wagenknecht zu hoch oder, wie man will, zu tief gegriffen. Aber dass sie den Internationalismus der Linken gegen den Nationalismus der Rechten austauschen, was wenigstens bei Schönauer auch noch völkisch untermauert ist, war schon mal da.

**Anmerkungen**

1 Für Auskünfte danke ich Alice Hoffmann, Ingrid Braun, Sadija Kavgic, Jutta Ditfurth, Mohsen Ramazani-Mogghaddam, Uwe Caspari, Philipp Weis, Andreas Ries und Erich Später.
2 Saarbrücker Zeitung, 2./3. Oktober 2004.
3 Siehe den Artikel »Zwei laute Stumms« in der letzten Ausgabe der *Saarbrücker Hefte.*
4 So Jürgen Meyer in der internetz-zeitung.eu, nach einer Pol.is-Umfrage.
5 Interview von Oliver Schwambach mit Detlev Schönauer in der Saarbrücker Zeitung vom 19.11.2018.

# Die Saarbrigger Kneipe – Ein sterbendes Kulturgut?

Unser Autor ist ein Kneipenabstinenzler, besser gesagt: Er war einer. Vor sieben Jahren beschrieb er in den *Heften 107* die »Bohème« der Café-Kneipen im Nauwieser Viertel. Nun widmet er sich einem, nicht nur ihm, ziemlich unbekannten Feld: dem Leben in abgeschlossenen, aber öffentlichen Räumen mit Bier-Ausschank. Er hat zwischen Brebach und Völklingen, St. Arnual und Dudweiler viele Dutzende besucht, sich immer mehr in das Thema vergraben, bis, nüchtern besehen, klar wurde, dass das Ergebnis der Erkundungen Stoff für mehrere Ausgaben der *Hefte* ergibt. Hier also Teil I.

Von Ekkehart Schmidt

Die Initialzündung gaben meine Besuche in der Gaststätte »Zum Storch« im Haus neben meiner Wohnung. Deren getönte Fensterscheiben schienen alle Vorurteile über Kneipen als uninteressante Orte der Geselligkeit von Spießern und Alkoholikern ohne Niveau zu bestätigen. Bis zum ersten Besuch, der das Klischee als falsch entlarvte. Und dann gab es noch das »Glühwürmchen«, dessen jüngste Geschichte scheinbar so skandalträchtig politisch zu sein schien, dass sich die *Hefte* interessiert am Thema zeigten. Doch dazu später.

Vor meiner Recherche hatte ich das Gefühl, dass Saarbrigger Kneipen zunehmend übersehen werden und aussterben. Mir schien, dass das älteste oder zweitälteste Gewerbe der Menschheit, das Bieten eines Ortes zur Kommunikation bei gleichzeitigem Alkoholgenuss, in der Krise sei. Dieser Text sollte ein Requiem werden. »Wo es vor ein paar Jahren noch 50 Kneipen gab, sind es heute noch 20«, meint dazu Ebbi Jank, Inhaberin des »Feuchten«, pardon »Fürst Ludwig« an der Ludwigskirche. So grob hätte ich das auch eingeschätzt, vor allem nach einer Radtour durch die Vororte. Von einstmals vielen Lokalen waren nur noch wenige am Leben, davon manche schwer röchelnd und dem Ende nahe. In der Tal-, der Deutschherrn- und der Hohenzollernstraße in Alt-Saarbrücken haben pro halbem Dutzend Lokalen nur je ein bis zwei überlebt. Am Hauptbahnhof, in St. Arnual, Brebach, Burbach oder Völklingen ist das Bild ähnlich. Nur Malstatt bildet noch eine Ausnahme.

Wie kam es zu diesen Veränderungen? Die Menschen haben sich motorisiert, sind in Richtung der Arbeitsplätze umgezogen und haben ihren Aktionsradius weit über die nächste Ecke hinaus erweitert. Dann bannten sie Fernsehen und Internet an die Wohnung, ehe das Smartphone endgültig analoge Kontakte durch digitale ersetzte. Auch steigende Mietpreise haben Lokalen in guter Lage das Genick gebrochen. Es scheint »Spezialisten« zu geben, die gezielt Häuser aufkaufen und dann die Miete erhöhen. Das habe 2018 zur Schließung von »Bruch's No1«, der »Milkbar« und dem »Marktbrunnen« geführt, wird erzählt.

Das seit dem 1. April 2011 geltende absolute Rauchverbot war vor allem für die Spätschicht »tödlich«, sagt Malou Anastasopoulos vom Glühwürmchen. Gegen die das Rauchen tolerierenden ThekerInnen verhängt das Ordnungsamt ein Bußgeld von 480 Euro, erzählt die Wirtin der »Vier Jahreszeiten«. Die MissetäterInnen selber haben 30 bis 50 Euro zu zahlen. Trotzdem wird das Rauchverbot in mindestens einem halben Dutzend Kneipen westlich des Hauptbahnhofs häufig ignoriert. Und wirklich entscheidend für das Sterben vieler Lokale war es wohl nicht.

Hannelore Schwarz vom »Storch« jedenfalls macht es nach fast 45 Jahren keinen Spaß mehr: »Man geht noch essen, aber nicht mehr einen trinken.« Früher habe man gewusst: Wenn ich X sehen will, muss ich um 18 Uhr in die »Himmelsleiter« gehen, und ab 19 Uhr ist meist Y in der »Letzten Instanz«.




Einsamkeit

Diese Regelmäßigkeit des Besuchs, oft ritualisiert im Stammtisch, frei vom Druck anderer Konsumzwänge (TV-Serien oder Bundesliga) und der Kinderbetreuungs- und Beziehungsansprüche der Gattin, geht nun zunehmend verloren. Das Betreiben einer Gastwirtschaft ist vor allem ein Geschäft mit der Einsamkeit geworden.

## Vom Stammtisch und anderen Gästen

Die klassisch urdeutsche Eckkneipe gibt es in Saarbrücken nicht, dafür ist die Stadt mit ihren kleinteilig gewachsenen Vorstädten nicht großstädtisch genug. Die hiesigen Kneipen haben trotzdem die gleiche Funktion. Sie sind, mit ihrer in bestimmter Weise gepflegten nachbarschaftlichen Kommunikation, ein immaterielles Kulturgut. Von den 40 im Stadtverband authentisch erhaltenen Exemplaren (100 weitere wurden stark saniert oder in Bistros verwandelt) sind einige echte Sehenswürdigkeiten, vor allem in Bezug auf das Mobiliar – eine meist alles dominierende hölzerne Theke, davor Barhocker und eine altbackene Bestuhlung an meist leerstehenden Tischen. Manche dort anzutreffende Menschen inklusive.

Entscheidend wichtig ist das Gespräch, oder zumindest der vertrauliche Smalltalk untereinander und mit der Wirtin oder dem Wirt bzw. den angestellten ThekerInnen. Während erstere Rat geben oder an frühere Gespräche anknüpfen, sind letztere zuweilen auch Projektionsfläche für Sehnsüchte. Kneipen werden wegen dieser Kontakte regelmäßig besucht. Nur Zufallsgäste setzen sich alleine an die Tische. Die Stammgäste hocken an der Theke, nur bei starkem Besuch auch anderswo. Sie wollen in diesem öffentlichen Raum nicht allein für sich sein, sondern suchen Nähe und Freundschaften. Eine erfahrene Thekerin meint, dass fast alle, die täglich kommen, männliche Singles über 50 seien. Im Unterschied zu den BesucherInnen von Imbissstuben, Restaurants, Cafés, Bars, Nachtclubs oder Diskotheken suchen sie nicht mehr nach neuen PartnerInnen, sondern haben sich in ihr Dasein als Alleinstehende gefügt. Man komme auch selten zu zweit, um unter sich zu bleiben. »An der Theke sitzen die verlorenen Seelen«, sagt sie. Da sei auch viel Schmerz und Trauer dabei. Und für sie sei das oft schwer auszuhalten. Eine andere sagt, sie sei der »seelisch-moralische Mülleimer« vieler, was sie aber nicht negativ gewertet haben will.

Kneipen bieten ein Refugium, die meisten Gäste wollen nicht unbedingt von der Straße aus gesehen werden, sondern sich in einen geschützten Raum zurückziehen. So sind städtische Kneipen, anders als die auf dem Dorf, selten von außen einsehbar und oft, als Rückzugsraum, richtiggehend »höhlenartig« eingerichtet. Im Unterschied zu, meist offener gestten Cafés fällt hier jeder, der über die Schwelle tritt, sofort auf und wird – fast wie ein Eindringling, aber eher neugierig als feindselig – gemustert. Schließlich geht es um das gemeinschaftliche Beisammensein und Gespräch beim Bier, da bringen neue Gesichter vielleicht neue Themen. Natürlich ziehen Kneipen auch Menschen an, die in der Mittagspause oder nach der Arbeit Entspannung und ein wenig Austausch suchen. Es gibt Kneipen mit einem gesonderten »Stammtisch« für namentlich benennbare Gruppen, aber eigentlich zeichnet die meisten Kneipen mittlerweile aus, dass das ganze Lokal ein einziger Stammtisch ist.

## Selbstversuch an der Theke

Kneipenbesucher lesen selten für sich eine Zeitung oder ein Buch – außer in »Akademikerkneipen«. Und kaum eine Kneipe bietet mehr als die »Saarbrücker Zeitung« zur Lektüre. Da liegen höchstens eine zerfledderte »BILD« neben dem »Wochenspiegel«, oder »Die Woch« als Stichwortgeber für Gespräche. Musik läuft jedoch fast immer, je nach Stammkundschaft und dominanter Generation eine andere. Sie soll ein Wohlgefühl erzeugen, prägt die Stimmung und bietet zuweilen auch Gesprächsstoff.

Während mir im »Glühwürmchen« gegen 18 Uhr unter leicht abschätzigen Blicken ein Espresso bereitet wird, läuft »Freiheit« von Marius Müller-Westernhagen: »Alle, die von Freiheit träumen, sollen's Feiern nicht versäumen, sollen tanzen auch auf Gräbern. Freiheit, Freiheit, Ist das einzige, was zählt. « Der Thekennachbar, wendet sich dem Neuling zu und meint, dass nur dessen erste Songs wirklich gut gewesen seien. »Mit Pfefferminz? « – Zum Beispiel. Es folgt ein Vergleich zu »Genesis«, während ihm ein weiterer Ricard (nein, kein Ouzo) gereicht wird. Jedenfalls sei »Pink Floyd« unvergleichlich, die ja übrigens ein Vorläufer von »AC/DC« seien. Aha? Über die frühe musikalische Prägung stellt sich schnell heraus, dass wir gleicher Jahrgang sind. Und zügig wird weiter gefragt, woher man komme. »Köln? Ah, Zeltinger…« – »genau, ›Müngersdorfer Stadion‹, der hat sogar bei uns in der Schule gespielt«, erweist sich der Neue als kenntnisreich und interessant. Der blonde Langhaarige reicht anerkennend die Hand: »Peter«. Er will mich auf einen Ricard einladen, ich lehne dankend ab und er sagt etwas Spaßig-abwertendes über Espressotrinker. Ich lerne noch, dass er 30 Jahre lang als Eisenbahner gearbeitet habe. So stark hat sich seit Jahren kein Mann mehr aktiv in meine Nähe begeben. Das ist ein merkwürdig ambivalentes Gefühl. Ich verstehe, was einen an den Tresen zieht.



Zum Brünnchen

## Dörfliche Kneipen im Westen der Stadt

In St. Arnual soll es einmal gut 60 Lokale gegeben haben, unter anderem das »Gasthaus Weiss«. Heute sind e noch vier oder fünf. Am dominantesten ist wohl »Unter der Linde« am Marktplatz: Der Opa hat das Haus selbst gemauert, 1933-36, wird mir erklärt. »Die Linde« war aber ursprünglich im rechten Nachbarhaus, dessen Dach damals noch weiter herunterragte. Das Dach wurde gekürzt und die Schankstube erworben, deren Konzession wurde auf den Neubau übertragen, in dem vorher eine Kohlehandlung war. Aber erst beim Umbau vor einigen Jahren wurde die alte Schankstube wiederentdeckt und per Durchbruch an die »Linde« angeschlossen. Damals hat man in Häuser gerne eine Gastwirtschaft eingeplant, um eine sichere Miete zu haben. Am besten mit Metzgerei - das ging immer. Ob es damals schon einen Lindenbaum gab? Der jetzige wurde jedenfalls erst in den 1970ern angepflanzt.

Der heutige Inhaber ist Sebastian Becker, unterstützt von seiner Mutter hat er das Haus vom 2018 verstorbenen Vater Jürgen übernommen. Das edel eingerichtete Lokal ist dreigeteilt, links der alte Restauranttrakt, mittig die Theke und kneipenähnliche Stehtische für die Stammkundschaft, rechts der alte Trakt. »Die Leute springen hin und her«, sagt eine Thekerin. Man kennt sich. Hier ist der Mittelpunkt von »Daarle«, wie sich das »Dorf« gerne nennt. Auch der »Pulvermüller« nebenan, der seit den 1960er-Jahren eine

Gastwirtschaft und heute vor allem ein Restaurant ist, hat sich vielfach gewandelt: Vor gut einem Jahrhundert befand sich hier noch die »Bäckerei und Restauration Jakob Pulvermüller«.

Ganz ähnlich sind das »Alte Haus«, das »Schnokeloch im Müller-Siegel« und ein wenig auch die »Pizzeria per Tutti«, an deren Außenwand groß noch die alte Bezeichnung »Zur Sonne« prangt, heute Restaurants mit Kneipencharakter (oder umgekehrt), jedenfalls echte Treffpunkte der Nachbarschaft. Inhaberin Susanne Betzer hat sich mit ihrem vom St. Johanner Markt umgezogenen »Schnokeloch« diesbezüglich gut integriert. Das Stammhaus führt – unter gleichem Namen – heute ein anderer Pächter. In der sanierten alten Gaststube »Müller Siegel« bekommt man Heringsfilets, Moules frites mit Pommes oder Hühnerflügel.

## Von Löwen und Lokomotiven

Wer lieber Döner isst, hat in Brebach eine große Auswahl: Imbisse und Spielcasinos haben hier die vormals eher dörfliche Kneipenszene übernommen. Die veränderten Konsumbedürfnisse von altansässigen und zugewanderten BewohnerInnen des zwischen zwei Gießereien liegenden Viertels führten zu einem Wandel des Angebots. Andere der ehedem 20-25 Kneipen stehen leer oder wurden zu Wohnungen. Die Thekerin von »Gino's Eck 2« (Nummer 1 war in Klarenthal) an der heutigen Saarbahn-Haltestelle zählt auf, an welche sie sich in den 50 Jahren, seitdem sie als 17-Jährige erstmals hier war, erinnern kann: »Zur Post« wurde, wie die »Alte Post« in St. Arnual, längst in eine Wohnung umgewandelt. Neu ist hier die »777 Theke Pilsstube«, die mehrere Ableger im Viertel hat(te) und seit November Schwierigkeiten bekommt, weil sie vor allem eine Glücksspielstube ist und nunmehr nur noch zwei Automaten erlaubt sind. Gegenüber gab es das »Raimondi«, das erst zum »Bienvenue«, dann zum Startort für »Fabian's Pizzaservice« wurde. Das »Parkbräu« um die Ecke wurde zur Wohnung. Sie kann sich nicht daran erinnern, wie das seit sechs Jahren von einem Kurden betriebene »Gino's Eck 2« früher hieß, zeigt aber auf einen Löwenkopf aus Gips über dem Eingang: Vielleicht »Zum Löwen«?

Eingangs der Saarbrücker Straße, auf der anderen Seite der Gusswerke, also der zweiten Richtung, in die sich die Arbeiterinnen nach Schichtende nach Hause bewegten, steht das »Gasthaus Ludwig Michler« mit seinem imposant alten Namenszug schon sehr lange leer. Im Lokal »Zum Trödler«, neben dem »Gasthaus Flotte Ecke« die einzige noch bestehende Kneipe der Straße, zählt mir ein Gast die anderen Verluste auf: Nebenan das »Gasthaus Müller« (dessen Name immer noch über dem imposanten Bau prangt, während die neuen Nutzer, die unter dem Namen »Guanyia« fernöstliche Gymnastik anbieten, nur ein kleines Schild montiert haben), dann die spurlos verschwundenen »Buchheit« und »Heckmeck« sowie das sehr verwahrlost wirkende »Schneider's Eck« an der Straße nach Bischmisheim. Übrigens, der Name »Trödler« sei kein Familienname gewesen, der frühere Inhaber habe wohl auch mit altem Kram gehandelt, sei aber in der Bedienung auch sehr trödelig gewesen.

Weiter außerhalb haben sich (ehemalige) Dörfer wie Güdingen, Bübingen, Kleinblittersdorf, Ensheim oder Eschringen zu Vorstadtsiedlungen entwickelt, in denen die gesamte frühere Infrastruktur verloren gegangen ist: »Als wir in den 80er-Jahren nach Eschringen zogen, gab es noch Bäcker, Metzger, Märkte, Gastwirtschaften, Ärzte, eine Schule und einen Kindergarten«, sagt Roland Schmitt von der Eschringer Geschichtswerkstatt gegenüber der Saarbrücker Zeitung. »Heute ist davon nichts mehr da. Sogar renommierte Vereine wie der Gesangsverein und der Kirchenchor mussten aufgeben.«

Ähnlich sieht es in Schafbrücke, Gersweiler oder dem Rodenhof aus: Im dortigen Sittersweg gab es nicht nur das Lokal »Zum historischen Rodenhof«, das eines der wenigen Gartenlokale mit italienischem Wirt und Kegelbahn war, viele Jahre leer stand und nun neu belebt werden soll, sondern auch Gaststätten mit Namen wie »D-Zug« oder »Lokomotive«, die daran erinnerten, wie eng der Stadtteil vom Eisenbahnersiedlungswesen geprägt war. Heute gibt es nur noch die Kneipen »Zum Harald« und das »Feingoldstübchen«. Wollen wir aber endlich in den Kern des Sujets einsteigen, müssen wir jetzt ostwärts über die Bahntrasse nach Malstatt, Burbach und Völklingen.

## Molschder Multi Kulti

Hinter dem Hauptbahnhof finden sich nur noch das »Hafen Bistro Café« und das »Posthorn«, letzteres eine echte Kneipe alten Stils. Aber Frank Casper, dem auch das »Molschder Eck« gehört, in dem er mit seiner polnischstämmigen Frau Nadzieja im Wechsel hinter der Theke steht, ist pessimistisch: Das Rauchverbot sei entscheidend negativ für den Besucherzuspruch gewesen. Eine Außenbestuhlung ist auf dem schmalen Bürgersteig nicht möglich. So überlebt er durch eine Handvoll Stammkunden aus der Nachbarschaft. Aber es werde immer schwerer, er werde wohl bald schliessen. Ein paar Häuser weiter versucht seit drei Monaten ein Zuwanderer, ein schon vorher unter dem Namen »Mini-Pub« laufendes, gemütlich kleines Lokal fortzuführen. In der St. Johanner Straße nahebei befindet sich übrigens – neben der »Kleinen Kneipe« in Malstatt das einzige Lokal, das sich tatsächlich »Kneipe« nennt: die »Multi Kulti Kneipe«. Aber sie ist geschlossen.

»Molschder Eck«, »Wappenstube«... Früher konnte man in und um die Breite Straße in Malstatt noch in viel mehr Lokalen einen heben, wie Klaus Bernarding Ende der 1980er recherchiert hat: Es gab so viele Kneipen, wie es Ecken gab. Über die genannten hinaus fand er linkerhand das »Karlsberg-Eck«, »Zum Knubbe« und das »Gasthaus Puhl«. Rechterhand an der Ecke Katharinenstraße »Zum Schampi« (ehedem »Zur Erholung« und davor »Beim Schubmehl«) – sie alle existieren nicht mehr. Das Haus »Beim Schubmehl« war vor einem Jahrhundert entstanden, es beherbergt heute das »Arabische Restaurant«. Eine »Roaschwurschd« bekommt man dort nicht mehr, dafür lecker frittierte Falafel.

Gegenüber liegt die »Wappenstube«, die sicherlich mindestens 60 Jahre auf dem Buckel hat. Waltraud Müller erzählt, dass sie schon seit 20 Jahren hier ist und nennt zwei weitere Vorbesitzer des Lokals, die es unter gleichem Namen auch je 20 Jahre betrieben hätten. Die Theke sei jedenfalls schon gut 40 Jahre alt. Die Spielautomaten nicht. 30 Meter nebenan liegt das »Molschder Eck« in einem unscheinbaren grauen Bau aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Das Urpils vom Fass kostet hier im 0,4l-Glas 2,60 Euro, die 0,3l-Flasche 1,90. Gute Argumente für Kunden, die wohl dennoch jeden Abend 10 bis 15 Euro an der Theke ausgeben.



Molschder Eck

## Shishagewölbe in der Breite Straße

In der Breite Straße finden sich viele weitere solcher Kneipen, so das »Rumpelfass«", die »Gaststätte Tivoli«, »Zum Bierkrug« oder das »Tick Tack«. Sehr versteckt unter der Malstätter Brücke ist noch das rotlichtig wirkende Etablissement »Gaststätte Wiesenstr. null« zu nennen, schließlich im oberen Malstatt das »Tanzcafé Vera« und »Uhl's Eck«, das anstelle von Herrn Uhl nun einen türkischen Inhaber hat. Sie wirken nicht so, als hätten sie noch eine große Zukunft vor sich. Dafür müsste man etwas investieren, vor allem, um sich an veränderte Kundenwünsche anzupassen. Beim »Tick Tack« hat man das gemacht. Das Lokal ist zumindest 30 Jahre alt, wenn auch die original erhaltene große Theke auf ein Alter von eher 50 Jahren schließen lässt. Altmodisch sind auch die erhöhten Sitzecken. Im hinteren Bereich, einer Art Gewölbekeller, hat man aber eine Shisha-Bar eingerichtet – das passt sehr gut in die Breite Straße mit ihren aus dem Boden

sprießenden, arabischen Restaurants, Bekleidungs- und Süssigkeitengeschäften.

Was »sellemols« gut lief, überlebt »heit« selten. Wer sich als Wirt nicht anpasst, sein Geschäftsmodell neu ausrichtet, kann bald zumachen. So wechseln die Pächter vielerorts deutlich öfter, als die Namen der Lokale. Apropos Anpassung: Im »Amadeus« in der Brückenstraße treffe ich diesbezüglich auf einen Experten: Der 1987 aus der türkischen Stadt Tunceli (kurdisch: Dêrsim) gekommene Latif Sezgin hat schon über ein Dutzend Lokale betrieben. Es begann mit Lokalen in der Heimat, dann baute er das Restaurant »Arkadaş« in der Innenstadt auf, betrieb es über zehn Jahre, wechselte dann in die »Alte Hafenkneipe« an der Arbeitsagentur und betrieb den »Kamin« in Brebach, auf welchen eine Shisha-Bar in der Dudweilerstraße, der Kebabladen »Ali Baba« in der Mainzerstraße und vier weitere folgten (neben dem C&A, auf der Bellevue, in Malstatt und in St. Arnual), ehe er die »Multi-Kulti Kneipe« aufmachte. Er muss alle paar Jahre gewechselt haben. Seit Ende Oktober versucht er sich nun am »Amadeus«: Eine ehemalige Kneipe, aus der er eine Art türkisches Teehaus mit Spielen, Samowar und Flaschenbier machen will. Auch eine Zapfanlage und eine kleine Küche sind angedacht, aber Finanzierungsgespräche mit einer Brauerei ergaben, dass seine Eigenbeteiligung höher sein müsste, als er es sich leisten kann. »Es ist schwer, alles wird teurer – Bier, Miete, Strom – und dann das Finanzamt…«. Nach einem leckeren Tee, den ich natürlich nicht zahlen darf, geht's weiter nach

## Burbach

Hier ist das Bild ähnlich, aber die Strukturkrise hat noch härter zugeschlagen, es lässt sich weniger Aufbruchstimmung beobachten, selbst die arabischen Neuankömmlinge wagen hier kaum eine Existenzgründung. Vorbei an erst ödem Gelände mit abendlichem Strassenstrich tauchen in der Hochstraße rechterhand ehemalige Kneipen auf, an denen alle Schilder abmontiert wurden oder die – wie die durch den Missbrauchsfall »Pascal« berüchtigte »Tosa Klause« – abgerissen wurden. Nur das ehedem türkisch, jetzt von einer Thailänderin geführte »Oscar Bistro & Café« mit dem »Istanbul Bistro&Cafe« dahinter (ehedem »Club Chez Lulu«) und die gut 35 Jahre alte, trotz sizilianischer Überprägung sehr authentische »Hüttenklause« überlebt. Während ich einen Espresso zur Calcio-Live-Übertragung trinke, wird ein jetzt überzähliger Spielautomat abgebaut. Seitdem auf den Saarterrassen auswärtig lebende Angestellte die Arbeiter als potentielle Kunden ersetzt haben, reiht sich auch eingangs des eigentlichen Stadtkörper des »Dorfes« ein gescheiterter Versuch einer Neugründung an den nächsten: Hier sieht man nur noch Zombies wie das ehedem türkische »Billard Café Seki« oder das seit 2016 geschlossene »Jackys«, von dem es heißt, ab und an sei noch offen. Letzteres war im Besitz von Jaqueline Süßdorf, einer wegen Volksverhetzung einschlägig vorbestraften NPD-Frontfrau und galt als Nazi-Treff, in dem nicht nur Songs der »Böhsen Onkelz« gesungen wurden.

Vorbei an der sieben Jahre alten, edel gestalteten Bistro-Bar »Krasniqi's« mit kosovo-albanischen Inhabern, sowie einer sich selbstironisch »Betreutes Trinken« nennenden alten Kneipe nebenan, gelange ich an den Burbacher Markt. Das kneipengeschichtlich interessanteste Lokal hier ist bzw. war sicherlich »Rolands Eck«. Dessen Geschichte geht bis auf das Jahr 1885/86 zurück, die Gründungszeit der Burbacher Hütte. Das sieht man auf den ersten Blick nicht, stammt das Gebäude doch aus der Nachkriegszeit. Betrat man das Lokal, wie ich 2015 mit dem Ziel, den als sehr ortskundig bekannten Inhaber Uwe Hoffmann über das frühere Tanzlokal »Zum Löwen« zu befragen, aus dem damals eine Moschee wurde, fällt einem als erstes die rot gekachelte Theke aus den 1960er-Jahren auf. Dann die Ecke mit den historischen Schwarzweiß-Fotos. Bei genauerem Hinsehen kann auf einem Foto ein Hakenkreuz im Fenster des »Rolands Eck« entdeckt werden. Vermutlich wurde das Foto in der Zeit der Saar-Abstimmung 1935 gemacht. Der für diese Zeit typische Hausschmuck spricht auch dafür.

Wir kamen ins Gespräch. Das »Rolands Eck« stand hier schon in den Hochzeiten der florierenden Stahlindustrie. Nachdem das Gebäude im Krieg zerstört und erneuert wurde, kam es in den Besitz der Brauerei Neufang, bis verschiedene

Fleischwarenverkäufer übernahmen. Die Qualität der Küche von »Rolands Eck«, das auch über eine große Stammtisch-Theke verfügte, konnte ich nicht beurteilen. Ich habe nur einen Espresso getrunken. Aber der Mittagstisch mit gutbürgerlicher Küche schien gut besucht zu sein. Abends wurde auch die Kegelbahn im Keller frequentiert. Apropos: Saarbrücken ist, im Vergleich zu Dörfern und Kleinstädten, ein Ort, in dem es erstaunlicherweise fast keine Gaststätte mit Kegelbahn gibt. Ausnahmen sind die »Rodenhof Klause«, das »Schützenhaus Dudweiler« und das seit 1911 bestehende »Gasthaus Zum Hubertus«. Wahrscheinlich fristen andere Kegelbahnen in so mancher zu einem Restaurant umgewandelten, ehemaligen Wirtschaft ein vergessenes Schicksal im Keller. Rolands Eck ist nun schon seit vier Jahren geschlossen, in der »Burbacher Bierstube« nahebei heißt es, es habe schon Interessenten gegeben, aber der Hauseigentümer möge wohl kein asiatisches Lokal im Haus haben. Es gäbe schon viele Thai-Imbisse, Shisha-Bars und Döner-Imbisse in der Nähe.

## Es Mathild'sche unn een Roaschwurschd

Mit der »Bierstube« habe ich aber endlich die ultimative Eckkneipe gefunden: Ein kleiner Schankraum mit Original-Möblierung mindestens aus den 1960er-Jahren und einem Nebenraum mit Spielautomaten. Nur die Toiletten wurden kürzlich saniert. Alles andere wirkt, als befände man sich in einem Heimatmuseum. Dagegen hat das ehedem syrische, jetzt kurdisch geführte »Ugarit Cafee« weiter oben in der Bergstraße einige Wandlungen erfahren: Steht einmal neben den orangefarben zugeklebten Fenstern die Tür offen, entdeckt man, dass sich drinnen noch ein alt wirkender Tresen einer früheren Gaststätte befindet, der durch Ledersessel ergänzt wurde. Es ist so trist, dass ich zurück an den Markt radele.



Schank

Dort hatte ich ein Unikum entdeckt: »Zum Brünnchen« ist vorne ein Imbiss, hinten eine Kneipe. »Eine Wirtschaft mit Familienanschluss« sagt Pächterin Rita Cremers. Erbaut wurde das einstöckige Gebäude 1963 von ihren Schwiegereltern, seitdem ist es in der Familie geblieben. Die Hochzeit wurde übrigens in »Rolands Eck« gefeiert. Bis etwa 1997 hieß es »Schlossbräu Brünnchen« und hatte eine sehr dunkle Theke. »Das haben wir neu gemacht, irgendwann sieht man sich ja dran leid«. Der winzige, fensterlose Raum ist angenehm hellbraun gehalten. Ich

bekomme eine Roaschwurschd, »Es Mathild'sche« kommt rein und es wird kurz über den Cholesterinspiegel gesprochen, ehe Rita Cremers nach vorne muss: Ein Kunde möchte »das, was grad fertig ist«: Ein Fleischklops im Doppelweck für 2,70 Euro. »Und wie geht's so, familymäßig? « fragt sie ihn. Sie kennt ihre Stammkunden, »manche seit ihrer Geburt«. Eine andere Frau wirft einen Euro in das rote »Sparkässje« an der Wand. Es wird alle Woche geleert und einmal im Jahr wird abgerechnet – wie bei Frau Schwarz im Storch.

Auch das »Gasthaus Schank« und das »Restaurant Steakhaus Anthes-Neumüller« verdienen als alteingesessene lokale Institutionen eine besondere Erwähnung. In Ersterem bekam ich an einem anderen Tag ein Paar Wiener mit Senf und Roggenbrot, während der FCS den FCH in der Nachspielzeit mit 2:1 besiegte. Anders als die Bezeichnung »Restaurant« vermuten lässt, hat letzteres Lokal, weiter oben in der Bergstrasse gelegen, noch einen echten Kneipencharakter: Im Zentrum eines der beiden Gasträume des Hauses von 1860, das seit über 100 Jahren eine Wirtschaft beherbergt, steht ein großer Holz-Tresen mit einer Zapfanlage für sechs Biere.

An dieser Stelle sei klargestellt, dass die Kneipenatmosphäre keineswegs immer trist und traurig ist, sondern natürlich versucht wird, für gute Unterhaltung und Spaß zu sorgen. Man möchte ja raus aus dem Alltag. Damit der Gesprächsstoff nicht ausgeht, hat Neumüller eine Diskussions-Ecke eingerichtet. Dort befestigt er Zeitungs-Ausschnitte zu aktuellen Themen, Kommentare zur politischen Situation ebenso wie zum Fußball-Geschehen. Der große »Gesellschafts-Saal« hat schon viele Tanz-Partys und Billard-Turniere erlebt. Aber die Stammkundschaft ist älter geworden, feiert heute anders: ruhiger, gemütlicher und isst dazu gutbürgerlich deutsch. Es gibt neben Wirsing-Roulade und Saarbrücker Filet, sowie zweimal im Jahr ein Schlachtfest mit Wurschdsupp', Schweine-Füßchen und -Schwänzchen auf Sauerkraut und manch anderen deftigen Schweinereien mehr.

Von hier über Luisenthal bis Völklingen hat keine weitere Kneipe mehr überlebt. Wie es sich dort mit dem Strukturwandel der Kneipen verhält und was es noch in Dudweiler zu entdecken gibt – dazu mehr im Teil II. Und das Rätsel des Glühwürmchens wird im Teil III dieser Serie gelüftet. Darin widme ich mich auch den Anpassungsstrategien am Bahnhof, rund um den St. Johanner Markt und im Nauwieser Viertel.

**Quellen**


Gespräche mit den InhaberInnen Malou Anastasopoulos, Frank Casper, Rita Cremers, Uwe Hoffmann, Ebbi Jank, Waltraud Müller, Latif Sezgin und Hannelore Schwarz, sowie zwei Dutzend ThekerInnen;

Behringer, Klaus: Stahlbarone, Schlafhäuser, »Scheesewäänsche«. Burbach, S. 194 in: Albers, Jürgen/ Blaß, Ursula/ Bubel, Dirk/ Glaser, Harald (Hg.): Saarbrücken zu Fuß, Hamburg 1989, S. 182-197;

Bernarding, Klaus: Wo der Löwe nach rechts schaut. Das untere Malstatt, S. 179 in: Albers/ Blaß/ Bubel/ Glaser, a.a.O, S. 166-181; Bubel, Dirk: Mit geflügeltem Rad in die »gudd Stubb«, S. 24 in: Albers/ Blaß/ Bubel/ Glaser, a.a.O, S. 9-33;

Garrel, Théo: Saarland 2014. Heimat des neuen NPD-Vorsitzenden mit Hooligan-Nazi-Rocker-Mischmilieu, belltower.news, 27. Dezember 2014;

Kotthoff, Hermann: Von Burbach nach Birmingham? Über den Zerfall eines Arbeiter-»Dorfes«, *Saarbrücker Hefte 66,* Dezember 1991, S. 12-23;

Krause, Rainer: Das Saarland auf der Couch, S. 8 in *Saarbrücker Hefte 63,* Juni 1990, S. 8-11;

Lehmann, Heiko: Mit Eschringer Geschicht(en) infiziert, Saarbrücker Zeitung, 24.10.2019;

Petto, Reiner: Im Park: Das kollektive Stöhnen. Der Rodenhof, S. 162 in: Albers/ Blaß/ Bubel/ Glaser, a.a.O, S. 158-165;

Petrenz, Johannes: (G)astronomische Verluste, *Saarbrücker Hefte 71/ 72,* September 1994, S, 86-95;

Schmidt, Ekkehart: verschiedene Kneipenbeschreibungen auf akihart.wordpress.com, 2011-2019;

Tenfelde, Klaus: Arbeiterkultur im industriellen Ballungsraum, *Saarbrücker Hefte 64,* November 1990; S. 12-17.



Atelieransicht Schloss Wiepersdorf, Stipendium, 2017, im Hintergrund »liberté«

# Malerei

Von Gisela Zimmermann

Möchte man versuchen, die Bildgestaltungen der Künstlerin übergreifend zu charakterisieren, dann lässt sich wohl feststellen, dass die Malerei von Gisela Zimmermann geprägt ist von dynamischen Prozessen im Akt der Entstehung, die der abschließenden Bilderscheinung jene kraftvoll-energetische Aufladung verleihen, die den Betrachter in die expressiv gestalteten Farbräume hineinzieht.

Die großen Formate und die ungegenständlichen Kompositionen schaffen ein leiblich erfahrbares Gegenüber, das imaginäre Bewegungspotenziale und ästhetische Assoziationsräume eröffnet.

Der freie malerische Gestus als sich impulsiv innerhalb des Bildfeldes entwickelndes Geschehen generiert bisweilen welthafte Szenarien mit gleichermaßen phantastischer wie auch erschreckend-abgründiger Erscheinung.

In einer regionalen Einzelausstellung waren ihre Arbeiten zuletzt 2014 in der der Reihe »Sequenz« beim Saarländischen Rundfunk zu sehen. Erst im Januar 2019 folgte dann die nächste Solo-Präsentation unter dem Titel «Impulswechsel» in der Galerie im KuBa. Im August 2019 zeigt Gisela Zimmermann ihre Arbeiten in den Räumlichkeiten von Schloss Dagstuhl.

Ein Vergleich der Ausstellungen aus 2014 und 2019 zeigt, dass Gisela Zimmermann ihre Malerei in den vergangenen fünf Jahren formal und farbkompositionell konsequent weiterentwickelt hat.

Dominierten in den Arbeiten aus der Werkphase um 2014 gestische Aspekte mit zuweilen landschaftlichen Anklängen oder architektonisch anmutenden Analogien, so zeigen sich in den neueren Werken eigentümlich geometrisierende Strukturen als Farbakzente in magischen Dunkelräumen wie auch gestisch-eruptive Entladungen einer koloristischen Spannung als intuitive Improvisation der Bildgestaltung.

Als initiales Bild dieses variierten Gestaltungsmodus können wir die großformatige Malerei »liberté« identifizieren, die Anfang 2017 als letztes Bild bei einem Stipendienaufenthalt auf Schloss Wiepersdorf entstanden ist. Auf einem samtig-transparenten Schwarzgrund zeigen sich parallel geführte horizontale Farbbahnen, die nach rechts hin, rechtwinklig von einer in der Mittelachse des Bildfeldes aufragenden, leuchtend roten Farbspur ausstrahlen – ein stilisiertes F für Freiheit, liberté.

Verglichen mit früheren Werkbeispielen ist hier die gestisch-impulsive Fülle einem in der Geometrie konzentrierten Minimalismus gewichen. Zunächst ist dies der Eindruck, der sich spontan mitteilt. In der intensiveren Betrachtung zeigt sich das Schwarz des Grundes jedoch als atmend-permeables Farbraumplasma, das die Motivsegmente in sich birgt – ein Wechselspiel von Minimalisierung der Motivorientierung und verlebendigender Farbraumauffassung.

Im Fortgang dieser Entwicklung entstehen in ein rätselhaftes Farbdunkel getauchte Szenerien mit an Architekturen erinnernden Struktur- und Formelementen, die mit aufglühenden Orange-Rot-Bereichen hinterlegt sind und von dunstigen Blau-Elementen begleitet werden (umbra_18). Oder eine von Blau- und Grüntönen dominierte Arbeit, die die Winkelmotive von »liberté« aufgreift und mit weiteren geometrischen Formen verbindet, sodass eine eigentümlich technoide Situation entsteht (SL_18).

Was Gisela Zimmermann in der zuerst angesprochen Arbeit, »liberté«, anlegt, entfaltet sich hier in verschiedenen Farb-Form-Konstellationen. Wenn zuvor der freie Gestus bestimmend war, so ist nun eine andere Disziplinierung der Kompositionshandlung erfahrbar – und das zunächst schon in der Art der Bildrealisierung. Es werden Bereiche abgeklebt, um die klaren Linienkanten zu erzeugen, es werden Schablonen eingesetzt, um Motive zu definieren – alles Elemente, die uns auch aus dem Graffiti bekannt sind und die Gisela Zimmermann hier für ihre Malerei fruchtbar macht.

Die aktuellen Arbeiten von Gisela Zimmermann auf diese Geometrisierungen reduzieren zu wollen, würde dem Gesamtspektrum jedoch nicht gerecht werden. Es offenbart sich vielmehr eine Polarität, in der sich auch die frühere Gestaltungsintention fortsetzt.

So erwächst die Bildgestalt in «Structure_18» ausschließlich aus den sich vielfältig überlagernden und durchdringenden Farbschichten, formalen Aspekten und variierenden Erscheinungsqualitäten der Oberflächenbestimmtheit – ein produktives Chaos, ein in eruptiver Bewegtheit gehaltener Prozess. Was über die Geometrie eine vermeintliche Ordnung erfährt, ist hier wieder völlig in freier Malerei aufgelöst. In der Betrachtung offenbaren sich Orientierungsschwierigkeiten. Unser Blick springt über die Leinwand, wird hin und hergeworfen, motivische Anklänge scheinen auf und werden unmittelbar in Frage gestellt, wandeln sich und münden wiederum in den lebendigen Ereignisraum der Malerei.

Das Thema von gleichermaßen formgenerierender Strukturbildung und formaler Dekonstruktion klingt weiterhin in einer Reihe von Arbeiten auf Chromoluxpapier an, deren vital-polyvalente Gestaltung eine labile Räumlichkeit ebenso suggeriert wie auch den dynamischen Prozess der Entstehung anschaulich werden lässt.

In der Malerei von Gisela Zimmermann geht es grundsätzlich nicht um die konkret erkennbare äußere Erscheinung, sondern um innerlichen Vollzug. Mehr um assoziative Entfaltung als um äußerliche Darstellung, mehr um ein »Dazwischen« als um die dingliche Verfestigung von Motiven. Das Bildfeld erweist sich hierbei als Geschehnisraum, in dem sich ereignishaft Farbe und Form konstellativ verdichten. Die Künstlerin selbst formuliert hierzu: »Die inneren Welten, aus denen heraus ich meine Bilder impulsiv auf die Leinwand bringe, sind geprägt von äußeren Welten, von sichtbaren, von hörbaren, und spiegeln diese wider. Die Gesamtheit der Eindrücke hinterlässt innere Bilder, Atmosphären, Geschichten.«

Gisela Zimmermann entwirft in ihrer expressiv-energetischen Malerei Welten und Farbräume, die sich vorrangig sinnlich und emotional erschließen. Dynamik, Raum, Bewegung – zur Darstellung gebracht mit einer rational nicht fassbaren Kraft der Malerei.

Von Andreas Beyer



Solution_18_Tusche, Acryl, Spray, Lackstifte auf Leinwand, 214 x 173 cm, 2018



Structure_18_ Tusche auf Leinwand, 210 x 195 cm, 2018



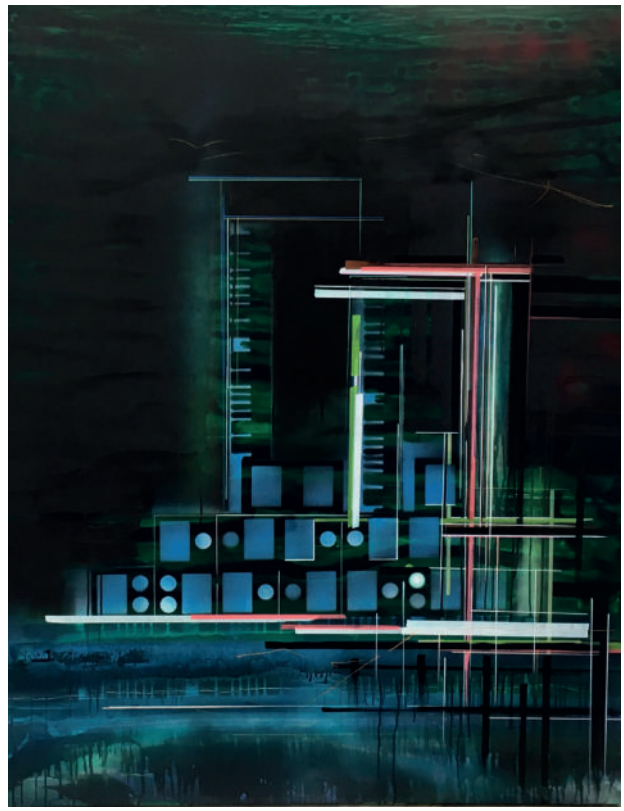


lg_1/2_18_Tusche auf Chromoluxpapier, 70 x 50 cm, 2018





1_2/3_19_Tusche, Spray auf Chromoluxpapier, 100 cm x 70 cm, 2019



SL_18_Tusche, Acryl, Spray, Lackstifte auf Leinwand, 150 x 120 cm, 2018



umbra_18_Tusche, Acryl, Spray, Lackstifte auf Leinwand, 150 x 120 cm, 2018





8_1_19_Tusche, Spray auf Chromoluxpapier, 100 cm x 70 cm, 2019
9_1_19_Tusche, Spray auf Chromoluxpapier, 100 cm x 70 cm, 2019





2_1_19_Tusche, Spray auf Chromoluxpapier, 100 cm x 70 cm, 2019
1_1_19_Tusche, Spray auf Chromoluxpapier, 100 cm x 70 cm, 2019

**Jahresplaner 2020**
**kostenlos für Abonnenten der**
***saarbrücker hefte* und Blattlaus-Kunden**

BLATTLAUS VERLAG




Gratis!
Kann bei der Blattlaus
Ludwigstraße 29
66115 Saarbrücken
abgeholt werden
oder zu beziehen über
www.blattlausverlag.de

Format
70 x 100 cm

# Das wunderbar Wirkliche

## Laudatio auf Christopher Ecker anlässlich der Verleihung des Kunstpreises des Saarlandes 2018

Von Sikander Singh

In der Geschichte der europäischen Literaturen hat die Frage nach der Wirklichkeit stets eine besondere Bedeutung für das *Selbst*verständnis der Schreibenden wie für das *Text*verständnis der Lesenden gehabt. Spätestens seitdem Aristoteles die Möglichkeit und gleichzeitige Unmöglichkeit zu bestimmen versucht hat, das mit dem Instrumentarium der Sinne Erfahrene aus dem Bereich des Sensorischen und der diesem nachgeordneten gedanklichen Konzeptualisierungen mithilfe der Sprache und ihrem ornamentalen Schmuck in Texten zu repräsentieren, spätestens also seit der – nebenbei: zu Lebzeiten des altgriechischen Philosophen nicht veröffentlichten – *Poetik* thematisieren die Literaturen und dichtungstheoretischen Ansätze in Europa auf eine nahezu manische Weise die Wirklichkeit und ihre nachahmende Darstellung im Raum des Fiktionalen.

Hermann Hesse hat in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, dass er sich um die Realität am wenigstens bekümmere, da sie, lästig genug, schon immer vorhanden sei. Der deutsch-schweizerische Dichter macht solchermaßen auf das Potential des Imaginären aufmerksam, das den Künsten zu eigen ist und sie zu kostbaren, ja unentbehrlichen Schutzräumen des Menschlichen macht. Demgegenüber kommt dem Tatsächlichen bei Johann Wolfgang Goethe eine andere Bedeutung im Hinblick auf seine Wirkungen auf das literarische Werk zu. Wilhelm Dilthey hat daher in einem Essay über *Goethe und die dichterische Phantasie* herausgearbeitet, dass die Verfahrungsweisen, die bei dem Geheimen Rat und Staatsminister zur Hervorbringung innerer Bilder – in dem Sinne des von ihm selbst bevorzugten Begriffs der Einbildungskraft – führen, ihren Ausgang und Ursprung stets in der Wirklichkeit oder vielmehr der *Lebens*wirklichkeit ihres Autors haben. Indem Goethe das Verhältnis des sinnlich Erfahrenen, der Kräfte des Intellekts und des Gefühls in immer neuen Ansätzen zu bestimmen und in ihrem (wechselseitigen) Wirken zu verstehen sucht, ist das poetische wie erkenntnistheoretische Interesse seiner Dichtungen wesentlich auf die Wirklichkeit gerichtet.

Vor dem Hintergrund solcher Debatten, deren Dimension und Vielgestaltigkeit durch die einander entgegengesetzten Positionen beider Schriftsteller beispielhaft sichtbar wird, ist es nur folgerichtig, dass die europäische Literatur (wie die europäische Literaturgeschichtsschreibung) sehr sorgsam zwischen naturalistischen Abbildungen von Realität, dichterisch überformten Darstellungen des Wirklichen und dem Phantastischen im literarischen Text unterscheidet. Wenn das vorauszusetzende Verhältnis von Ursachen und Wirkungen in Frage gestellt wird, wenn jene physikalischen Kausalitäten aufgehoben werden, auf deren Gesetzmäßigkeit der Mensch im alltäglichen Leben vertraut, wenn die Vorstellungskraft sonderbar-irreale Räume des Imaginären eröffnet, die das Erzählte als fiktives Geschehen ausweisen, wenn der Text ein realistisches Erzählverfahren anwendet und zugleich in Frage stellt, dann bedarf es – nicht zwingend in systematischer Hinsicht, jedoch als Ausgleich einer das eigene Sein und Selbstbild bedrohenden ontologischen Verunsicherung – eines begrifflichen Konzeptes, welches dem verstörend Irregulären, dem Anderen und

Normabweichenden einen Namen gibt und es, gleichsam älteren, magischen Vorstellungen folgend, durch eine Bezeichnung zu bannen sucht. Ein solcher Begriff vermag zwar weder die solchermaßen in Frage gestellte Ordnung wiederherzustellen, noch eine Erklärung für das *im* wie *durch* den Text beunruhigend brüchig Gewordene der Wirklichkeit zu liefern, aber bereits in dem bloßen Schein einer Wiederherstellung des Vertrauten liegt ein Moment der Beschwichtigung, des Trostes, der Ermutigung.

Christopher Ecker ist einer jener Schriftsteller, von dessen literarischem Werk eine in diesem Sinne beunruhigende Wirkung ausgeht. Während seine Texte mit der realistischen Beschreibung eines menschlichen Lebensraumes, einer Ereignisfolge, einer Landschaft oder eines Interieurs dem Leser etwas Vertrautes anbieten, während Figuren, ihre Verhältnisse und Beziehungen detailgetreu auserzählt werden, stellen seine Texte zugleich die Ordnung der erzählten Welt wieder in Frage. So erweist es sich als eine grundlegende Eigenart der Romane und Erzählungen von Christopher Ecker, dass der Rückgriff auf realistische Zeichengebungsverfahren mit dem Moment ihrer Einsetzung problematisch zu werden beginnt.

In dem Kriminalroman *Die leuchtende Reuse* (wobei diese Gattungsbezeichnung dem intellektuellen Spiel, das dieses Erzählwerk inszeniert, nur sehr unvollkommen gerecht zu werden vermag), in diesem Kriminalroman also, der, 1997 erschienen, zu den frühen Veröffentlichungen des Autors gehört, ist unter den über einhundert kurzen Kapiteln eines eingerückt, das die sprachphilosophische Grundlage dieser erzählerischen Haltung thematisiert und in das Romangeschehen einbindet. Letzteres erodiert zugleich durch dieses Verfahren: stehen doch nicht mehr die Handlung und die aus ihr abzuleitenden Gedanken im Zentrum einer interpretatorischen Sinnsuche sondern die Reflexion über die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit der sprachlichen Repräsentation von Wirklichkeit. Der Erzähltext wird solchermaßen zu einer Betrachtung über die Möglichkeiten des Erzählens im Medium des Erzählens.

Mit Bezug auf die Theorien des Schweizer Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure erörtert das Romankapitel die Differenz zwischen dem sprachlichen Zeichen und derjenigen Referenz, die es bezeichnet:

> *Die Worte sind nicht die Dinge. Das Wort ›Haus‹ ist kein Haus, und Gripkes Vorstellung von ›Haus‹ ist nicht van Aakens Vorstellung von ›Haus‹. Auf das Wort ›Stuhl‹ kann man sich nicht setzen, das Wort ›wasserlöslich‹ löst sich nicht in einem Glas Wasser auf. Wie an etwas glauben, das den Anspruch erhebt, die Wahrheit zu sein! Wessen Wahrheit! Deine? Das Gespräch läuft immer mehr darauf hinaus, dachte van Aaken, daß Gripke Platons Höhlengleichnis nacherzählt, eine seiner Lieblingsgeschichten, und genau in diesem Moment holte Gripke tief Luft und tat es.*

Bereits an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert begannen viele Autorinnen und Autoren die Möglichkeit, die Wirklichkeit mit den Mitteln der literarischen Sprache darstellen zu können, zu bezweifeln. Christopher Eckers Kunst greift diese skeptische Sicht auf die Sprache und die ihr traditionell zugesprochenen Funktionen auf und macht den Erzähltext deshalb – mit einem spielerisch-ironischen aber zugleich auch hintergründig-gelehrten Gestus – zu einem Experimentierfeld. Hier werden zwar aus dem Alltäglichen vertraute Erfahrungen, Begegnungen, Bilder, Eindrücke dargestellt, aber gleichzeitig werden die einzelnen Elemente isoliert und in unerwartete Zusammenhänge gestellt. Erschwert wird die Einordnung des Geschehens zudem dadurch, dass seine Texte keine eindeutige Fokalisierung anzeigen.

Versteht man die Szenenbeschreibungen allerdings als poetologischen Kommentar, gewinnen sie an Plausibilität. Denn auf der poetologischen Ebene führen seine Werke geradezu paradigmatisch eine Auflösung der für das realistische Verfahren notwendigen Relation des Zeichens und seiner Bedeutung vor: Die einzelnen Bedeutungen lösen sich aus dem zeitlichen oder kausalen (also dem erzähllogischen) Zusammenhang des realistischen Geschehens.

Ein Text aus dem im vergangenen Jahr veröffentlichten Band *Andere Häfen* macht dieses Verfahren auf eine beispielhafte Weise sichtbar. In der Erzählung *Die Tür* sitzt ein altes Ehepaar am Frühstückstisch. Sie genießen die Lektüre einer miteinander geteilten Zeitung. Als der Ehemann jedoch an seiner Frau vorbei auf die gegenüberliegende Küchenwand blickt, entdeckt er eine Tür, die er während der vielen Jahre, die sie bereits in der Wohnung leben, nie wahrgenommen hat. Das ist an sich schon unwahrscheinlich, aber der Leser teilt gleichwohl das neugierige Erstaunen der beiden. In dem dahinter liegenden, fensterlosen Raum steht lediglich eine Anzahl alter Möbel. Als die Eheleute die vergessene (?), zuvor übersehene (?) Abstellkammer aufzuräumen beginnen, wird an der Rückwand des Raumes eine weitere Tür sichtbar, die der ersten – (»Eine Holztür mit Porzellanknauf und wieder steckte der Schlüssel.«) bis ins Detail gleicht. Der Mann steigt die hinter dieser Tür verborgene Treppe hinab und findet sich auf der Straße vor seinem Haus wieder. Als wäre das Geschehen bis zu diesem Punkt noch nicht ungewöhnlich genug, erscheint ihm diese vertraute Straße jedoch seltsam verschieden, gleichsam verschoben. Er geht wieder in das Haus, steigt durch das ebenfalls ihm fremd anmutende Treppenhaus zu seiner Wohnung hinauf und betätigt die anders klingende Türklingel. Die Wohnungstür wird zwar von seiner Gattin geöffnet, ihre Bemerkung, der sei aber »früh dran« und ihre anschließende Frage nach seiner Arbeit legen jedoch nahe, dass zwischen dem Verlassen der Wohnung durch die hinter der fremden Kammer liegende Treppe und ihrem neuerlichen Betreten eine zeitliche Differenz entstanden ist. An diesem Punkt bricht die Erzählung ab – das Unbestimmte und vielleicht grundlegend Unbestimmbare des Geschehens der Betrachtung des Lesers überlassend.

Man könnte einwenden, dass Geschichten, in denen eine Figur aufbricht, durch eigenartige Umstände behindert, aufgehalten oder fehlgeleitet wird und solchermaßen aus der Zeit fällt, seit den Märchenerzählungen der Romanik in den europäischen Literaturen Verbreitung gefunden haben. Auch das Motiv der Tür, die in dem Vertrauten eines Hauses für dessen Bewohner sich überraschend zeigt und den Zugang zu dahinterliegenden Räumen eröffnet, in denen alle physikalischen Relationen und Gesetze aufgehoben zu sein scheinen, ist bereits in dem Roman *House of Leaves* des Amerikaners Mark Z. Danielewski aus dem Jahr 2000 erzählt worden. Die literarische Kunst Christopher Eckers wird jedoch in der Souveränität und Mühelosigkeit sichtbar, mit denen er diese Traditionslinien aufgreift (also zitiert), ineinander verschränkt, miteinander kontrastiert, gleichsam einen erzählerischen Kommentar derjenigen narrativen Verfahren, Techniken und Überlieferungen formulierend, mit denen er selbst arbeitet.

Fiktionales Geschehen, narrativer Diskurs und Erzählform fließen in seinen Romanen und Erzählungen in eins, bilden ein Labyrinth. In den sich fortwährend verwandelnden Konstellationen heben sich sowohl die Linearität der Zeit als auch das Paradigma der Kausalität auf. Indem das erzählerische Verfahren sich auf diese Weise in der Form des Textes abbildet, hinterfragen Christopher Eckers Texte die Versuche der handelnden Figuren wie des Lesers, den Erzählgegenständen eine geschlossene Bedeutung zuzuweisen. Und weil die verschiedenen Ebenen der Texte durch korrespondierende oder in der Negation aufeinander bezogene, labyrinthisch angeordnete Raum- und Zeitstrukturen miteinander verbunden sind, erweist sich aller Glaube an ein ordnendes, bändigendes Verstehen als sinnlos – der Text ist ein in sich endloses und zugleich offenes Paradigma.

Dieser produktiv-schöpferische Umgang mit den Möglichkeiten literarischer Fiktion verhandelt die zu einem ontologischen Problem gewordene Wirklichkeitserfahrung des Menschen seit der Moderne. Sowohl die Erzähler wie die Erzählgegenstände lösen sich zwangsläufig von der Tradition mimetischer Darstellung, nachdem in den philosophischen Ansätzen seit dem skeptischen Rationalismus der Aufklärung die Validität und Möglichkeit des Wissens grundlegend erschüttert worden ist. Christopher Eckers Erzählverfahren ist somit nicht nur Metapher für die Erfahrung eines

fremd gewordenen Selbst wie einer widersprüchlich gewordenen Welt, sondern kann, indem das Erzählen selbst nicht-linear und a-kausal wird, auch als ein poetologisches Prinzip verstanden werden.

In dem fünften und letzten Band des im Jahr 2012 erstveröffentlichten Romans *Fahlmann* ist ein Innerer Monolog der Figur Linnæus eingerückt, der sich vor diesem Hintergrund mit der Frage nach den Grundstrukturen der Wirklichkeit befasst, nach der Verfasst- und Beschaffenheit des Seienden sowie der Möglichkeit, hierüber Aussagen zu treffen. Der latinisierte Name der in dem Roman zuweilen auftretenden Figur verweist auf den schwedischen Naturforscher Carl von Linné, der jenes Schema der Klassifikation erdachte, nach dem Flora und Fauna bis in unsere Gegenwart bestimmt und beschrieben werden. (In einem Erzähltext, dessen Protagonist Entomologe ist, also ein Insektenkundler, ist eine solche Figur weitaus weniger eigenwillig als dies zunächst erscheinen mag.) Linnæus also denkt Folgendes, wobei der Gedankengang, indem er aus seinem Kontext herausgelöst wird, die über den unmittelbaren Zusammenhang des Erzählten hinausweisende Relevanz in besonderer Weise hervortreten und solchermaßen auch ein Moment der Erzählkunst Christopher Eckers sichtbar werden lässt: Auf eine uneigentlich-ironische, dann wieder subversiv-komische Weise ist dieser Text ein Kommentar seiner selbst. Linnæus denkt:

> Aber was geschieht mit mir, wenn ich mich täusche? Wenn mich ein zorniger Gott in Versuchung geführt hat, um meinen Hochmut zu bestrafen? In jenem Buch des *Alten Testaments,* das Linnæus für das wichtigste der *Heiligen Schrift* hielt, hieß es: *Die Weisheit aber, woher sie nur kommt, und wo ist die Stätte der Einsicht? Sie ist ja verhüllt vor aller Lebenden Augen und verborgen vor den Vögeln des Himmels. Es sprechen die Unterwelt und der Tod: »Unsere Ohren vernahmen von ihr nur ein Raunen!« Gott ist es, der den Weg zu ihr kennt, und er nur weiß ihre Stätte.* Bedeutet das nicht, überlegte Linnæus, dass nur Gott allein zum Mittelpunkt eines Unglückskreises reisen darf, ja, dass nur Gott allein befugt ist, überhaupt einen Unglückskreis zu erschaffen? Und sollte es sich so und nicht anders verhalten, welches Schicksal erwartet dann einen Menschen, der es dem Allmächtigen gleichtun will?

Die Verschränkung von philosophisch-gedanklichem Gehalt und Erzählform weist Christopher Ecker als einen Poeta doctus aus: Das Gelehrte erwächst als eine innere Notwendigkeit aus dem Versuch, das Verhältnis von Mensch und Welt zu bestimmen, einer Welt jedoch, der im Prozess aufgeklärten Denkens die Möglichkeit des Transzendenten abhandengekommen ist.

Diese Schreibart, die das Groteske und Absonderliche, die Normabweichung, das Paradoxe oder gar Unmögliche aus dem Zusammenhang des Wirklichen herauspräpariert, ebenso lust- wie kunstvoll inszeniert und schließlich mit Zitaten literarischer Werke der Vergangenheit und Gegenwart unterfüttert, wäre mit dem Hinweis auf jene Tradition des Phantastischen, die in den Nacht- und Phantasiestücken romantischer Schriftsteller ihren Anfang nahm, mit Nikolai Gogol im 19. und Franz Kafka im 20. Jahrhundert künstlerische Höhepunkte erreichte, um schließlich zu einem ästhetischen Allgemeingut herabzusinken, das sogar von minderen narrativen Gattungen genutzt wird, nicht nur unzureichend sondern sogar unzutreffend benannt. Die Traditionslinie, die das Werk von Christopher Ecker nachzeichnet, der sie verpflichtet ist und die sie zugleich auf eine entzückend überraschende Weise erneuert, ist in der Geschichte der europäischen Literaturen im Gegensatz zu derjenigen Südamerikas nur an Rande wahrgenommen worden: Es ist dies der Magische Realismus.

Unter seinem Dach vereinigt der Begriff zwei Denkmodelle, die in der Logik der abendländischen Debatten über die Wirklichkeit einander entgegenstehen: Indem ein Text auf die Ordnung, die Grenzen und Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit bezogen ist, die Logik dieser Wirklichkeit jedoch zugleich überschreitet, verweist er auf

das Schöpferische, das der menschlichen Imagination zu eigen ist. In diesem Sinne erzählen die Werke von Christopher Ecker von der Möglichkeit des Unmöglichen, von einer Wirklichkeit, die durch das Unwirkliche nicht dekonstruiert sondern konstituiert wird.

In dem Vorwort zu seinem 1949 erstveröffentlichen Roman *Das Reich von dieser Welt*, das als eine der zentralen theoretischen Betrachtungen über den Magischen Realismus anzusehen ist, spricht der kubanisch-französische Schriftsteller Alejo Carpentier davon, dass ihm allenthalben ein »wunderbar Wirkliches« begegne und sein literarisches Werk dieses Wunderbare darzustellen und zu ergründen suche. Christopher Ecker präsentiert mit seinen Erzähltexten eine ebensolche magische Auffassung der Wirklichkeit: In seiner Schreibweise liegt einerseits der Versuch, den Menschen in den Tiefen seines Wesens zu verstehen, sich der ontologischen Problematik seiner Existenz zu nähern, andererseits die Vorstellung eines Numinosen, das jenseits des Wissens und seiner Ordnungen existiert und deshalb auch nur jenseits der Strukturen und Muster erkennbar wird, welche diesen immanent sind. In dem »wunderbar Wirklichen« seiner Romane und Erzählungen wird das Ringen um die Darstellung wie das Verstehen der Erfahrung von Welt sichtbar. Der programmatische Anspruch der solchermaßen in den Texten aufscheinenden Poetik umfasst das interessant Widersprüchliche der Gleichzeitigkeit von Möglichkeit und Unmöglichkeit.

Im Sinne des großen aber gleichwohl problematischen Schriftstellers Ernst Jünger, der – dies aber nur nebenbei – auch ein bedeutender Insektenkundler war, sind die Werke Christopher Eckers »Kreuzwege«, die in das Realistische oder das Phantastische einbiegen könnten, aber auf einer Schwelle, in einem Irrealis verharren. Oder, um es mit Jüngers *Sizilischem Brief* zu sagen:

> Denn zum ersten Mal löste sich hier ein quälender Zwiespalt, den ich, Urenkel eines idealistischen, Enkel eines romantischen und Sohn eines materialistischen Geschlechts, bislang für unlösbar gehalten hatte. Das geschah nicht etwa so, daß sich ein Entweder-Oder in ein Sowohl-Als-auch verwandelte. Nein, das Wirkliche ist ebenso zauberhaft, wie das Zauberhafte wirklich ist.

Ich gratuliere Ihnen, lieber Christopher Ecker, zum Kunstpreis des Saarlandes.

Saarbrücken, den 28. Oktober 2018
Sikander Singh

# Die Schlange

Von Christopher Ecker

Um tiefste Verehrung für ihre wichtigste Gottheit auszudrücken, pflegten die keltischen Ureinwohner des Schweizer Valser Tals die Handflächen derart aneinanderzulegen, dass sich nur die Fingerspitzen berührten, eine zeichenhafte Geste, mit der natürlich auf den markantesten Berg des Tals verwiesen wurde: das Hora oder wie es die heutigen Bewohner vertraulich, fast kosend nennen: das Höreli. Sobald jedoch römische Legionäre die Pässe kontrollierten, schlotternd vor Kälte und mit eisbepelzten Helmen, wurde die huldigende Geste zu einer Art Geheimzeichen: Zwar legten die Gläubigen nach wie vor die Hände spitz gegeneinander, blickten dabei jedoch verstohlen zur Seite, als befürchteten sie, die römischen Besatzer könnten ihnen das Objekt der Verehrung streitig machen. Jonathan Alwerig hielt inne und ließ den Füllfederhalter sinken. Diese Enthüllung musste leider ohne Quellenangabe auskommen. Verstimmt überflog er das bisher Geschriebene, strich das Adjektiv »keltisch« und ersetzte es durch »rätisch«. Nach kurzem, intensivem Nachdenken strich er auch »rätisch« und ersetzte es durch »lepontisch«. Selten hatte ihm ein Aufsatz größere Mühe bereitet – und dabei hätte ihm dieser Beitrag für eine Festschrift zum siebzigsten Geburtstag eines geschätzten Professorenkollegen leicht von der Hand gehen müssen. Letztes Jahr im Sommerurlaub, als er auf der Hotelterrasse im sprudelnden Whirlpool saß und den Blick zur erhabenen Bergsilhouette des Valser Tals hob, war ihm wie eine Vision das Wissen zuteil geworden, mit welchem Zeichen die lepontischen Ureinwohner des Tals das Hora verehrt hatten. Wieso war es überhaupt verboten, eine Vision als Quellenangabe anzuführen? Stieß hier nicht die gesamte Theologie an ihre Grenzen? Bereits vor einigen Jahren hatte ihn beim Besuch einer leicht wirr kuratierten Ausstellung in Paderborn eine Vision heimgesucht. Die Schau widmete sich der Christianisierung Europas im Mittelalter und neben vielerlei verstörenden Artefakten war der so genannte Steinkopf von Salaspils ausgestellt. 1851 hatte ihn ein Bauer aus dem Acker gewühlt, eine riesige, fast 800 Kilogramm schwere Steinskulptur, die daraufhin überstürzt im Garten des Doms von Riga verbuddelt wurde, wohl aus Angst vor dem heidnischen Götzenbild, einer dumpf stierenden Fratze mit Kartoffelnase und wulstigen Lippen. Der Kopf geriet in der Erde des Domgartens in Vergessenheit und wurde erst bei Bauarbeiten im Jahr 2000 wiederentdeckt. Zum Glück! Denn damals in Paderborn, als Jonathan Alwerig entgeistert vor dem Götzen stand, hatte der Kopf zu ihm gesprochen. Nein, das entsprach nicht der Wahrheit. Der Kopf hatte *nicht* zu ihm gesprochen; vielmehr war es, als hätte der Kopf beinahe zu ihm gesprochen oder als würde der Kopf gleich dröhnend und mit lettischem Akzent zu sprechen beginnen, und Alwerig, in dessen Ohren es leise, aber nicht misstönend klingelte, wusste mit einem Mal, was ihm der Steinkopf sagen würde, sollte er denn gleich zu sprechen beginnen, ein Geheimnis wollte ihm der Kopf anvertrauen, nur ihm allein, einem alternden Professor der Theologie, in dessen Ohren

es melodisch läutete, und es handelte sich um nichts Unbedeutendes, Banales, sondern um das Geheimnis schlechthin. Genau! Inzwischen war Alwerig sich darüber im Klaren, wie er den Aufsatz weiterzuschreiben hatte. Nach ein oder zwei Zeilen über die Frivolität der römischen Besatzer, die in ihrer Vielgötterei das Eigentliche übersahen, würde er ohne Quellenangabe die Offenbarung des Steinkopfes zitieren. Er bleckte die Zähne, atmete pfeifend ein, stieß die Luft stakkatohaft aus. Nein, unmöglich! Zitierte er den Kopf, könnte er nicht länger weiterlehren. Und ohnehin: Plauderte er das Geheimnis aus, wäre seine akademische Arbeit in Gänze überflüssig. Auf einmal erinnerte er sich an den berüchtigten »Siebenten Brief«, in welchem Platon hysterisch gegen eine Schrift des Tyrannen von Syrakus polemisiert, den er zuvor erfolglos politisch beraten hat. Dionysios, so Platon, offenbart in seiner Schrift – und er tut dies fahrlässig und fehlerhaft sowieso – den nie aufgeschriebenen Kern von Platons Lehre. Diesen geheimen Kern nennt Platon im »Siebenten Brief« recht vage eine »Sache« und stellt brüsk fest: «Von mir wenigstens gibt es keine Schrift darüber und wird es sicher auch nie eine geben.« Über das heilige Wesen der Dinge lasse sich nicht in Worten sprechen oder schreiben. Mehr noch! Platon verkündet: »Aber ich glaube, dass die Wiedergabe dieser Forschungen für die Menschen nichts Gutes bedeuten würde, außer für ganz wenige, und diese wären imstande, auf Grund einer kurzen Anleitung selbst die Sache zu finden.« Alwerig sprang auf und fuchtelte mit den Armen. Nein, natürlich nicht! Er würde keinen Aufsatz schreiben. Weder über die Geste – noch über die Offenbarung des Steinkopfes. Er verstand Platon vollkommen. Zum ersten Mal in seinem Leben verstand er Platons geheime Lehre. Da hatte es also zweier Visionen bedurft, um eine dritte … Es klopfte an der Tür des Arbeitszimmers und ohne abzuwarten trat sein Sohn ein und fragte: »Darf ich mir das Auto leihen?«

Alwerig setzte sich, sah seinen Sohn prüfend an. »Heute Morgen auf dem Weg zur Universität hätte ich beinahe eine Schlange überfahren. So lang.« Er zeigte es. »Wusstest du, dass es hier bei uns so große Schlangen gibt?«

Sein Sohn wusste es nicht und trat von einem Fuß auf den anderen. Dann fragte er erneut: »Darf ich mir nun das Auto ausleihen oder nicht?«

»Nimm es dir!«, sagte Alwerig in bemühter Jovialität. »Der Schlüssel liegt auf der Garderobenablage.« Sein Sohn drehte sich um und zog hinter sich die Tür zu. Alwerig seufzte ironisch und tat es, weil ihn das hochgradig amüsierte, gleich darauf ein zweites Mal. Er hatte seinen Sohn angelogen. Die Schlange auf der Straße. Totgefahren hatte er sie. Absichtlich. Beinahe hätte er sie nicht erwischt. Lächelnd legte er die Hände gegeneinander, so dass sich nur die Fingerspitzen berührten. Da habe ich, dachte er, doch heute Morgen auf dem Weg zur Universität absichtlich eine Schlange überfahren! Vielleicht sollte er darüber einen Aufsatz schreiben – oder das Schreiben von Aufsätzen für alle Zeit bleiben lassen.

# »Bitte recht feindlich«

## Gedichte und Zeichnungen von Klaus Bernarding

Klaus Bernarding: Dein roter Tiger, Esther. Gedichte durch die Jahre und Orte.
Mit Zeichnungen von Klaus Bernarding und einem Nachwort von Armin Schmitt.
Conte, St. Ingbert 2019, 164 Seiten, 15 Euro.

Klaus Bernarding wirkt seine Verse aus Wendungen: im Trüben fischen, jemandem die Sprache verschlagen oder ihn im Regen stehen lassen, mit sich im Reinen sein, Dreck am Stecken, ein Dach überm Kopf oder die Nase voll haben, die Kastanien aus dem Feuer holen, sich die Finger verbrennen, leben wie Gott in Frankreich, Sand im Getriebe sein, auf des Messers Schneide stehen und – vergiss niemals Mao! – tausend Blumen blühen lassen.

Solche Wendungen und Sprüche wandelt der Dichter manchmal ab: »hinters Licht entführen«, »kein Blatt vor den Kopf nehmen« oder, besonders hübsch, »bitte recht feindlich«. Oder er kreuzt sie wie in »Aller Anfang hat Geld im Mund«. Sie sind ihm umso lieber, wenn sie abgedroschen sind: »Von nichts kommt nichts«, »Mut zur Lücke« oder »Morgen ist auch noch ein Tag«. Gelegentlich erfindet er eigene Wendungen: »zwischen Sinn und Dämmerung«, »den Weihrauch in Pflege geben«. Allerdings, anders als so viele heute erfolgreiche Lyriker und Lyrikerinnen, ist er nicht von Witzelsucht befallen. Und auch gegen die gerade grassierende Zitatitis erweist er sich als immun.

Gewiss, da kommt die Bibel vor und Heraklits Panta Rhei hat mit »Alles ist im Fluss« einen unscheinbaren Auftritt. Einmal zieht Bernarding bekannte Verse von Paul Verlaine (»Il pleure dans mon cœur«), ein anderes Mal ein beliebtes Chanson von Maxime Le Forestier (»Comme un arbre«) heran und wieder ein anderes Mal greift er, William Butler Yeats abwandelnd, ein altes irisches Volkslied auf (»Shores of Amerikay«) oder er verweist auf Wladimir Majakowski (»Das Lied von




der Wirbelsäulenflöte«). Aber das ist, von Majakowski einmal abgesehen, der ein wenig in Vergessenheit geraten ist, Gemeingut und außerdem durchweg Liedhaftes, Populäres. Das Material, das der Dichter formt, besteht nicht aus Erlesenem, sondern aus dem im Alltag Angefallenen, aus der hundsgewöhnlichen Umgangssprache. Obwohl er hier und da Beobachtetes aus Straße und Landschaft einfließen lässt, beobachtet er am genauesten das Sprechen selbst – das der andern und das eigene.

Auf diese Weise kommt das »Ich« ganz natürlich ins Spiel, aber, wie er selbst schreibt, als »eine grammatikalische Position, die ich aufgebe, sobald es der Zweck erfordert. Es soll nicht so sein, dass andauernd mit ›ich‹ zuviel gesagt wird und zu wenig. Ich versuche es einmal mit mir. Ich versuche mich. Ich suche mich.« Das Ich ist also mal Sonde, mal Ziel, mal Variable, mal Leerstelle. So entkommt Bernarding dem Klebrig-Subjektiven ebenso wie dem Dürr-Objektiven. Weder werden wir von seinen Seelenausdünstungen belästigt, noch spießt er vor unseren Augen Wörter auf, als wären es vom Aussterben bedrohte Schmetterlinge. Wer die Gedichte liest, erfährt vom Schicksal der Vorväter, die taub und verletzt aus den Kriegen humpelten, von den opportunistischen Ratschlägen der Mutter, aber auch von »Frau Postoberinspektor» und »Leuten wie Du und ich«. Franz Josef Strauß und Rainer Barzel kommen ebenso vor wie Cattenom und Toledo. Das sind aber alles Personen und Orte, die einem durchschnittlichen Zeitungsleser und einem gelegentlich Reisenden in den letzten fünf Jahrzehnten begegnet sein können, ja begegnet sein müssen; nichts Hochgestochenes, nichts Abgelegenes, nichts Seltenes.

Um solches schätzen zu können, darf einer oder eine weder Außergewöhnliches noch Übernatürliches erwarten. Hier und da finden sich Sinngedichte, die trotz oder wegen ihrer Ironie allzu harmlos ausfallen: »Gut gehts, sagte der neue Tag / Wie immer«. Und wo der Dichter einmal abhebt, wirkt er mitunter haltlos: »San Isidoro« ist ein satanisch-erotisches Gedicht, »Roter Autor« eine anagrammatische Spielerei. Stärker ist er, wenn er »Im Barrois« wie ein Bussard auf Mark und Bein der gefallenen Krieger von Fort Douaumont niederfährt. Er setzt auch hier weniger auf Umwelt-, denn auf Sprachbeobachtung und zieht zeitgenössische Heeresberichte heran. Und am stärksten ist vielleicht sein Liebesgedicht »Ein Tag ohne dich«, das so leicht gefügt ist, dass es schon grob erschiene, es auch nur zu wiederholen. Wer nur ein einziges Gedicht von Bernarding kennenlernen will, lese dieses auf Seite 80.

Das Ganze könnte im »Nachmärz« spielen, in einer nicht enden wollenden Epoche der Reaktion: »Die Rede vom Sozialismus? / Häufig die Rede davon / Im Nachmärz«. Denn gesellschaftlich betrachtet geben die Gedichte das Bild eines unterdrückten, eingeengten, abgeschnürten Lebens, eines langen »Stillstands« wieder: »Nach wie vor / In mir das gleiche Lied / Sommers wie winters«. In einer »Strafarbeit« heißt es: »Ich darf nicht sprechen / Ich darf nicht sprüchen / Du darfst nicht petzen / Du darfst nicht patzen«. Die Verballhornung der Verbotsformel zeigt die ohnmächtige Wut des Kindes an, das von Verboten eingekreist ist: »Betreten verboten / Durchgang verboten / Halten verboten / Parken: / Privatpark« und das davon träumt, »den Leuten / selig pfeifend / Auf den Rasen (zu) pinkeln«.

Grund für dieses Eingemauertsein ist gewiss der »Privatpark«, die Privatisierung, außerdem, ganz allgemein, die nachmärzliche Unmöglichkeit von Revolution: »Aber wird sich was ändern / Wenn das Schlechte / Sich bässert, / das Gute / Sich schlächtert?« Man bemerke, dass die minimale Lautverschiebung aus der Verschlechterung eine Schlachtung werden lässt. Man bemerke auch, wie Aggression andrängt und sich nun wirklich im Stil des frühen Majakowski Luft macht, in stoßartigen Versen oder Hieben: »Ich werde Euch / In einen kurzen Krieg / Verwickeln! // Euren Kleinmut zertrümmern / Das Gesicht zerstören: / Euch kenntlich machen!«

Aber Bernardings Saarland ist nicht Majakowskis Sowjetunion, Kleinmut hat gesiegt und ohnehin geht von der liberalen Ordnung eine größere Gefahr aus als von der autoritären: »Lasst mich in Ruh / Mit Euren Freiheiten, / Klugheiten, Identitäten / Sogenannt! // Gebt mir meine Ideale zurück / Die Kunst, das Böse in mir / Zu töten / Sogenannt.« Der Zeilensprung lässt es offen: Ist die Kunst das Böse in ihm oder besteht sie in der Fähigkeit, das Böse zu töten? Möglicherweise beides.

Das Böse gilt spätestens seit dem Idealismus als Triebkraft aller geschichtlichen Bewegung. Wer in einer dumpf unbewegten Situation, umgeben von Halbgutem, Halbschlechtem, sich befindet, kann durchaus unter einem Mangel an Bösem leiden. Er sieht doch, wie das Gutgemeinte ihn erdrückt, er sieht, wie das Schlechte bloß verbessert, das Gute immerzu verwässert wird. Er könnte denken: Kommt das Böse nicht bald zum Ausbruch, werden wir das Gute nimmermehr sehen, hier, vor dem Jägerzaun um den Privatpark, in den wir gern pissen würden.

»Wir haben die Schnauze voll / Von den Worten des Friedens!« Das sind gefährliche Unterströmungen in einem sonst eher ruhigen Fluss, der nicht so breit und bräsig wie die Saar, aber auch kein Niagarafall ist. Unterstützt wird das Dunkle, manchmal Bizarre von den Zeichnungen, die der Dichter seinen Texten mitgibt. Das sieht mal wie eine Frottage aus, aus der sich undeutliche Gestalten schälen, ein anderes Mal finden sich Aufständische mit gereckten Fäusten in einem Baumstrunk oder vielleicht in einer Gebärmutter und erinnern ein wenig an Figuren von James Ensor. Schwalben flattern neben einem Koloss von der Osterinsel. Es können sich aber auch karikierte Köpfe ineinanderschieben oder schreiend und klagend aus einer Stadtlandschaft winden. In diesen mehr schwarzen als weißen Federzeichnungen ist Klaus Bernarding surrealer als in seinen Gedichten, die aber selbst schwärzer sind, als es ihnen auf den ersten Blick anzusehen ist.

Stefan Ripplinger



Mehr schwarz als weiß. Zeichnung von Klaus Bernarding aus dem besprochenen Band.

# Plötzliche »Plastikleerguttraurigkeit«

## Raimund Petschner betrachtet unsere verröchelnde Postmoderne

Raimund Petschner: Kurze Entfernung aus dem Gespräch – Miniaturen.
ParmArtPress, Berlin 2019. 187 S., 24 Euro.

Vom Genie verlangt Friedrich Nietzsche zweierlei: Dankbarkeit und Reinlichkeit. Nun ist es mit dem Genie etwas diffizil. Als Stephan George, der Dichter mit den markantesten Gesichtszügen aller Zeiten seit Dante (selbst auch Dante-Double), gefragt wurde, woher es, das Genie, kommt, antwortete der Meister dem Epheben barsch: man frage nicht danach.

Raimund Petschners Beschreibungen, zumeist mit Freude an der Epiphanie niedergeschrieben, thematisieren das Genie nicht direkt, es ist aber mitnotiert. Petschner gehört, anders als andere Essayisten, hinzugerechnet der oben erwähnte berühmteste Philosoph Sachsen-Anhalts, nicht zu den Namedroppern. Mit Nietzsche verbindet Petschner die Hinwendung zum Pathos der Distanz. Das betrifft Mitmenschen nicht weniger als den Blick in die eigene Vergangenheit. Eine der eindrücklichsten dieser Erinnerungen ist einem Vortragskünstler gewidmet: »Von heute, zweitausendacht, ist es nahezu fünfzig Jahre her, daß ein bestimmter blauschwarz schillernder Käfer überwimmelt und schon halb zerfressen im Ameisenhaufen lag, in dem dichten Wäldchen beim Internat …«

Dieser tote Käfer spiegelt sich im (namenlosen) Rezitator. Es wäre zu wenig, dieses Verfahren als metonymisch zu bezeichnen. So technisch-formalistisch ist Petschner nicht. Er spart nicht aus, sondern beschreibt sparsam. Das folgt keinem Kalkül oder einer bloß angelesenen oder schreibgeschulten Literarisierungsstrategie; bleibt also ein Genieverdacht: Von Form weiß Petschner wenig,




und trotzdem gelingt ihm alles. Selbst dort, wo, etwas bemüht, der Titel in Fettschrift unter dem Fließtext landet. Und ein Prosagedicht (»poèmes en prose« verspricht der zackige Klappentext) wird man vergeblich suchen, dennoch gibt es keine halbherzige Zeile.

Den inneren Stau postmoderner Verfasstheit (»Plastikleerguttraurigkeit«) beschreibt die Notiz »Probe am Vormittag«, wo ganz offenbar kein lyrisches Ich, sondern ein Autobiograph einem flaschensammelnden Clochard am liebsten ins Angesicht wutstammelte:

»Wenn du das Industrieprinzip so wenig begreifst, hau ab, los, mach anderen Platz.«

Nur Schildbürger glauben an ein Geheimrezept für poetische Dringlichkeit; ein gewisses Maß an autodestruktivem Humor gehört aber wohl dazu. Zur Kompromisslosigkeit von Schreibenden muss deren Glück treten, einen Verlag zu finden, der einem unverwässerten Text den passenden Rahmen gibt. Die in Berlin ansässige PalmArtPress ist zur Veröffentlichung dieser Sammlung atmosphärischer Skizzen und elegisch gefärbter Einsichten unbedingt zu beglückwünschen.

»Plötzlich und unerwartet« ist eine dieser Miniaturen überschrieben. Sie zeigt den Urheber solcher Texte als feinnervigen Melancholiker: »Brauchst du vielleicht noch 'ne Extraeinladung ? / Muß ich dir 'ne Extraeinladung schicken? […] Die Tonfallerinnerung : sie ist so genau, als sei Gestern heute und morgen.« – Kurze Entfernung aus dem Gespräch fuchtelt nicht um sich mit große Namen oder sophistisch-urbanen Gesten; hier geht es – Medienpädagoginnen und McLuhan-Jünger werden sich möglicherweise sträuben – um ´authentische Erfahrung´, Alltagserleuchtungen.

Petschners Ideal ist der poète maudit, also das Gegenteil des Freizeitdichters in verbeamteter oder sonst gesicherter Stellung bei den »wirklich parktischen Leuten« (Morgenstern). Er hat eine Le(hr)erstelle frühzeitig aufgegeben. Davon ist ganz offenbar eine Aversion gegen moralinsaure Literaturersatzhandlungen und Substanzsimulationen geblieben. Und sich, anbei sei es erwähnt, auch in die Geschichte der französisch-dt. Grenzregion eingeschrieben; als erster und – aufgrund seiner messerscharf-genauen Prosa – einziger »Grenzschreiber« der Stadt Saarlouis. Dem Örtchen Ensdorf, um ein Beispiel zu geben, wurde unversehens das dialektal-nihilistischen Schnippchen geschlagen: »Endstoff«. Sein Bericht wurde eher mehr als weniger samisdat (»Frei nach dem Leben erfunden […] Herausgeber: Landkreis Saarlouis, 1993«) publiziert und ist heute leider nur noch antiquarisch zu beziehen.

Die Titel in Kurze Entfernung aus dem Gespräch zelebrieren die Lust am Demontieren von Sprichwörtern und Redewendungen. Bildgebend sind nicht die mit Köpfen gemachten Nägel, sondern »die im Raum verspritzen kleinen, groben Splitter vom Zehennägelschneiden […] Du räumst den Lebensabfall weg./ Vergänglichkeit, Versinken, Verschwinden in der Jahrundaberjahrmillionennacht übt manchmal einen Sog aus – aber das Ertrinken im Lebensabfall wäre, so scheint es wenigstens, der wahre Schrecken und etwas völlig anderes.« – Brave Ironiker schließen das Buch an dieser Stelle; warten auf bessere Zeiten. Raimund Petschner ist ein unsentimentaler Postmodernist. Heute gelten solche Flaneure als Nerds. Schon Wolfgang Koeppen, dessen Petschner sich dankbar erinnert, schadete dieser Stempel jedoch nicht.

Konstantin Ames

saarbrücker hefte
Die saarländische Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft

Mit einer Spende an die *Saarbrücker Hefte* unterstützen Sie unsere Arbeit und sorgen für Pressevielfalt in der Region!

*Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., IBAN DE76 5905 0101 0078 1819 14, Sparkasse Saarbrücken, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.*

# Mutter hat Lager

Ursula Krechel, Geisterbahn, Verlag Jung und Jung,
Salzburg und Wien 2018, 639 S., 32 Euro.

Zugegeben, das Saarland spielt in Ursula Krechels neuem Roman »Geisterbahn« keine große Rolle. Ort der Handlung ist die Mosel- und Römerstadt Trier.

Trotzdem – von Trier ist es ja nicht weit bis an die Saar – wirft die Autorin immer mal wieder einen Blick auf unsere Region. Auf Seite 158 schreibt sie: »Deutsch ist die Saar, immerdar, so stand es auf den himmelblauen Sammeltassen, aus denen die glücklichen Saarländer tranken. Alle Warnungen vor der Gleichschaltung, vor der Infiltration und Zerschlagung aller bedeutsamen Institutionen, vor den Anfeindungen, vor Konzentrationslagern und der Kriegstreiberei waren in den Wind gesprochen. Weiter nach Frankreich oder näher nach Luxemburg – ganz schnell mussten die Emigranten, die plötzlich in der Falle saßen, entscheiden. Der Chefredakteur einer katholischen Zeitung entschied sich für Luxemburg, pachtete einen Bauernhof und züchtete Hühner, nur nicht auffallen.« (158)

Krechel bezieht sich mit diesem Zitat auf die Ereignisse des 13. Januar 1935, als die Saarländer mit überwältigender Mehrheit für den Anschluss an Nazi-Deutschland gestimmt hatten. Der »Chefredakteur einer katholischen Zeitung,« der Hals über Kopf nach Luxemburg fliehen musste, war übrigens Johannes Hoffmann, der spätere saarländische Ministerpräsident.

Im Mittelpunkt von »Geisterbahn« stehen zwei Trierer Familien, die Sinti-Familie Dorn, mit Annchen Dorn als Hauptfigur und die Familie Torgau mit der Tochter Aurelia als zentraler Figur. Annchen Dorn und Aurelia Torgau sitzen in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts zusammen in einer Grundschulklasse in Trier. Ihre Geschichte und die ihrer Familien – von den 20er Jahren über die Nazizeit und den Krieg bis in die Nachkriegsjahre – erzählt der Roman.




Die Familie Dorn ist mit ihrem Fahrgeschäft auf Festen und Jahrmärkten in der Trierer Gegend unterwegs. Die Dorns sind mit ihrem Leben eigentlich ganz zufrieden und auch wirtschaftlich geht es ihnen gut. Doch dann kommen die Nazis 1933 an die Macht und alles ändert sich schlagartig. Sie werden von den Behörden schikaniert und mit Berufsverbot belegt. Die älteste Tochter wird zwangssterilisiert. Schließlich wird die ganze Familie verhaftet und zu Zwangsarbeit und Lagerhaft verurteilt. Fünf Kinder der Dorns kommen im Lager um. Als Lucie und Alfons Dorn mit den überlebenden Kindern 1945 nach Trier zurückkehren, sind sie – vor allem Lucie, die Mutter – krank und traumatisiert. »Mutter hat Lager« (425), sagen die Kinder, wenn es ihrer Mutter – von Lagererinnerungen gequält – wieder einmal besonders schlecht geht. Trotzdem versuchen die Dorns, ein normales Leben zu führen und ihr Schiffschaukel- und Karussellgeschäft

wieder in Schwung zu bringen. Aber »Zigeuner« sind auch im Nachkriegsdeutschland alles andere als willkommen. In Baden-Württemberg, so berichtet Krechel, ist immer noch ein »Leitfaden zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens« (364) in Kraft und im Saarland eine »Polizeiverordnung zur Bekämpfung der Zigeunerplage.« (364) Die Anträge der Dorns auf Wiedergutmachung und Entschädigung werden von den Behörden abgelehnt oder endlos verschleppt. Auch das Restaurant, das in den 60er Jahren die Geschwister Ignaz und Anne in einem stillgelegten Bahnhof in Trier eröffnet haben, steht unter keinem guten Stern. Es wird von Rechtsradikalen mehrfach heimgesucht und mit Naziparolen beschmiert.

Auch die Familie Torgau, die zweite Romanfamilie, gerät schon bald nach 1933 ins Visier der Nazis. Willi Torgau ist Eisenbahner und hat nach dem 1. Weltkrieg die KPD in Trier mitgegründet. Die ganze Familie – Willi, die Schwester Orli und mehrere Brüder – ist in dieser Partei aktiv. Die geheime Widerstandszelle, in der sie gegen die Nazis arbeiten, fliegt jedoch auf und alle Familienmitglieder werden verhaftet. Orli Torgau wird nach Auschwitz deportiert, ihre Brüder zu langjährigen Zuchthausstrafen und zu Zwangsarbeit verurteilt. Orli und Willi Torgau überleben mit viel Glück Auschwitz und Zwangsarbeit, sind aber, als sie 1945 nach Trier zurückkehren – vor allem Orli – gesundheitlich sehr angeschlagen. Außerdem haben sie als Kommunisten in der antikommunistischen Nachkriegsgesellschaft der Bundesrepublik einen schweren Stand. Willi Torgau, so schreibt Krechel, »fand keine Arbeit, und jetzt saß er als Kommunist zwischen allen Stühlen.« (272).

Neben den zentralen Figuren Annchen Dorn und Aurelia Torgau gibt es noch eine dritte Hauptfigur im Roman: Bernhard Blank. Auch er ist, wie Annchen Dorn und Aurelia Torgau, nach dem Krieg geboren und geht in dieselbe Grundschulklasse wie die beiden Mädchen. Bernhard macht dann Abitur, studiert Pädagogik und wird ein mit den Ideen der 68er sympathisierender Grundschullehrer. Bernhard gehört zu der Nachkriegsgeneration, die entsetzt und empört ist, als sie erfährt, welche Verbrechen ihre Nazi-Väter begangen haben. Bernhards Vater ist ein solcher Nazi-Vater. Eberhard Blank, so heißt er, trug »hohe, schwarze Stiefel, die er am Morgen wichste.« (119) Er war im »Dritten Reich« Polizist und hat im Krieg an Sondereinsätzen, Polizeirazzien und Erschießungskommandos im Osten teilgenommen.Trotzdem wird er dafür nicht zur Rechenschaft gezogen und kann nach dem Krieg problemlos im Polizeidienst weitermachen. Das Verhältnis zwischen Bernhard und seinem Vater ist sehr angespannt. Bernhard hasst diesen Vater und nennt ihn immer nur abschätzig – groß- und zusammengeschrieben – MEINVATER oder mein NICHTVATER.

Krechel erzählt in »Geisterbahn« nicht nur die Geschichte der Dorns, Torgaus und Blanks. Ihr Blick ist immer auch auf die große Politik gerichtet, auf das politische und gesellschaftliche Geschehen. Sie berichtet ausführlich über die Machtkämpfe und Intrigen der Nazibonzen in Berlin, die Okkupation Luxemburgs durch die Wehrmacht, über die Bombardierungen und Evakuierungsmaßnahmen in Trier und über die Besatzungspolitik der Alliierten in den besetzten Zonen. Auch viele Personen, die damals in Politik, Gesellschaft und Kultur eine Rolle spielten, tauchen im Roman auf. Adenauer, der erste Kanzler der Bundesrepublik, gehört zu diesen Personen. Wilhelm Furtwängler, der prominente, politisch umstrittene Dirigent, ebenfalls und Schriftsteller und Publizisten wie Carl von Ossietzki, Ernst Jünger, Peter Weiß und viele andere.

Auch die Geschichte der Stadt Trier zieht sich wie ein roter Faden durch den Roman und macht ihn fast zu so etwas wie einer Chronik der Stadt. Krechel berichtet über die Römerzeit und Ausonius, den spätrömischen Dichter, über die Normanneneinfälle im frühen Mittelalter, den Einsiedler Simeon in der Porta Nigra und natürlich über Karl Marx, den berühmten Sohn der Stadt.

Krechel erzählt die Geschichte der drei Trierer Familien mit viel Einfühlungsvermögen und großer Sorgfalt. Sie hat sehr gründlich recherchiert und setzt aus Einzelschicksalen, aus Dokumenten, Zeitzeugenberichten und Informationen über Politik und Gesellschaft ein vielstimmiges Panorama der jüngeren deutschen Geschichte zusammen. Mit großem Geschick organisiert sie ihren umfangreichen Stoff. Krechels Sprache ist, auch wenn sie über die schlimmsten

Verbrechen spricht, immer souverän und unaufgeregt. Besonders der zweite Teil des Romans, in dem sie beschreibt, wie das Leben der Menschen in der Nachkriegszeit aussah, wie der Alltag der Kinder in der Schule mit Prügelpädagogik und endlosem Liedersingen ablief und wie die politische Stimmung im Land war, ist sehr gelungen. Dabei erweist sich Krechels Idee von der Schulklasse, in der die Kinder der Täter und Opfer nach dem Krieg zusammensitzen, als überzeugender Kunstgriff. Einerseits gehen die Kinder unvoreingenommen miteinander um, andererseits können sie sich aber den bösen Geistern, die ihre Eltern immer noch plagen, nicht entziehen. Annchen Dorn, die Tochter der Sinti-Familie, fängt plötzlich an zu weinen, als der Lehrer »das Lied von den drei Zigeunern« (353) singen lässt. Unter Tränen sagt sie: «Mir sinn net solche Zigeuner wie die.« (361)

Ein paar Punkte haben mich in Krechels Roman nicht ganz überzeugt.

Der Kreis der Romanpersonen ist ungewöhnlich groß – zu groß für meinen Geschmack. Neben den Mitgliedern der Familien Dorn, Torgau und Blank enthält der Roman, geschätzt, mindestens ein Dutzend weitere Personen. Man verliert bei so viel personalem Andrang als Leser leicht den Überblick.

Einige Personen des Romans sind sehr stereotyp geraten. Sie sind entweder ganz schwarz oder ganz weiß, ganz gut oder ganz böse. Dr. Franz Neumeister, der Vater von Cecilie, ist eine solche Person. Er ist Schulpsychologe, bigott, opportunistisch und frömmelnd, und als ob das nicht schon negativ genug wäre, lässt Krechel ihn auch noch die eigene Tochter vergewaltigen.

Die Geschichten über die vielen »Romanpersonen aus der zweiten Reihe« sind manchmal zu lang geraten. Das macht den Roman ausufernd und erschwert die Konzentration auf die Hauptfiguren Und dann sind da noch zwei kleine, mysteriöse Geschichten, über die ich – ich muss es gestehen – nur rätseln kann. In der einen Geschichte taucht »Im Dämmer der Thermen« in Trier ein Mann auf, der sich als Herr Winckelmann vorstellt. (439-440) Er wird von Grit Berghausen und ihrem Verlobten – zwei Romanfiguren – in ein Gespräch verwickelt und schnell ist klar, dass es sich bei dem Spaziergänger – so, wie er aussieht, wie er spricht und wie er angezogen ist – nur um Johann Joachim Winckelmann handeln kann, den Begründer der deutschen Altertumswissenschaft. Aber warum dieser Johann Joachim Winckelmann, der im 18. Jahrhundert gelebt hat, jetzt plötzlich im Trier des 20. Jahrhunderts herumläuft, ist mir ein Rätsel. Genau so rätselhaft ist auch die zweite Geschichte. In ihr taucht ein »schwarzes Männlein« (481f.) auf der Allerheiligen-Messe in Trier auf, spricht die Kinder an, die gerade über die Messe spazieren und – ja, man kann es nicht anders sagen – verhext und verzaubert sie: Denn plötzlich steigen sie wie Luftballons hoch in die Luft und »schwebten über dem Fluss, über allem« (482).

»Geisterbahn« ist nach »Shanghai fern von wo« und »Landgericht« der dritte Roman der Autorin, der sich mit dem Thema Nationalsozialismus auseinandersetzt. Ging es im Shanghai-Roman um jüdische Flüchtlinge in der Emigration, in »Landgericht« um einen Rückkehrer und seine Probleme im Nachkriegsdeutschland, so stehen in »Geisterbahn« Menschen im Mittelpunkt, die im Land geblieben sind und hier aus rassischen oder politischen Gründen verfolgt wurden.

Diesen Menschen – und hier ganz besonders den Sinti und Roma – hat Krechel mit »Geisterbahn« ein eindrucksvolles literarisches Denkmal gesetzt.

Der Roman ist keine leichte Lektüre. Schonungslos konfrontiert er den Leser mit den Abgründen der jüngeren deutschen Vergangenheit, mit Tod und Vernichtung im Konzentrationslager, mit der Brutalität der Täter und dem großen Leid der Opfer. Das ist oft nur schwer zu ertragen.

Wer sich jedoch auf Krechels »Geisterbahn« einlässt, wird mit einem sprachlich überzeugenden und emotional sehr berührenden Text belohnt. Insbesondere jüngeren Lesern, die oft nur vage Vorstellungen von den Lebensverhältnissen im Nationalsozialismus haben, kann man den Roman nur empfehlen.

Die vielfach ausgezeichnete Autorin – unter anderem bekam sie den Deutschen Buchpreis – ist 1947 in Trier geboren. Sie ist dort auch zur Schule gegangen – im selben Jahr wie die Hauptfiguren ihres Romans Annchen Dorn, Aurelia Torgau und Bernhard Blank. Ursula Krechel lebt in Berlin.

Dietmar Schmitz

# Aber möglich, möglich muss es doch sein

Hans Gerhard, Aber möglich, möglich muss es doch sein,
Erzählungen, Conte-Verlag, St. Ingbert, 2019; 260 S., 16 Euro.

Unter diesem Titel hat der Conte-Verlag die neuesten Erzählungen von Hans Gerhard herausgebracht. Nach »Glaubs mir halt« (Saarbrücken, 2002), »Alles, was wir brauchen« (Saarbrücken, 2013), »Mehr zuhause als ich« (St.Ingbert, 2017) ist dies sein vierter Erzählungsband. Einmal mehr zeigt der 1973 in Braunschweig geborene Autor schon im Titel in welche Tradition er sich selber einsortiert, nämlich in der US-Amerikanischen Story-Teller-Tradition. Man könnte sich an die seltsamen Titel der Erzählungensammlungen Raymond Carvers erinnert fühlen, wo sich der kryptische Titel des Buches plötzlich in einer Zeile einer seiner Geschichten offenbart.

Bei Hans Gerhard also heißt das Buch: »Aber möglich, möglich muss es doch sein«. Das klingt nach einer Beschwörung. Das *ist* eine Beschwörung. Irgendetwas, das nicht ist, sollte doch wenigstens möglich sein. Da fragt man sich: Was muss möglich sein, wenngleich es nicht wirklich ist?

Wir treffen auf diesen Satz in der Erzählung »Ich habe das Zeichen gesehen«. Der Satz wird vom Ich-Erzähler in einem seiner inneren Monologe gesagt und bezieht sich auf die Ordnung, bzw. auf die Abwesenheit des Chaos. Die Ordnung muss doch wenigstens *möglich* sein.

Ein Anlageberater hat sich mit einer seltsam katholischen Hippiefrau zusammengetan, deren Lebensunordnung zu sortieren er als seine Aufgabe ansieht. Der Höhepunkt des Plots liegt in der Geschichte, die diese




Hippiefrau erzählt. Es handelt sich dabei um eine lang zurückliegende, verrückte, peinliche Teenagerheldentat. Sie holt diese Geschichte tief aus ihrem Inneren hervor und es ist dies in der Beziehung der beiden ein wichtiger Moment. Aber kurz bevor die Frau mit ihrer Erzählung auf den Höhepunkt kommt, verbeißt sich der Anlageberater in ein völlig nebensächliches Detail.

Beiläufig erwähnt sie, dass in Schweden die Fahrgäste im Bus gefragt würden, ob es ihnen lieber sei, dass das Licht während der Fahrt eingeschaltet bliebe oder ausgeschaltet würde. Hier hakt nun der Anlageberater ein. Die Schweden lassen also die Leute darüber abstimmen, ob sie während der Fahrt Licht haben wollen oder nicht. Er kann das gar nicht glauben. Er regt sich richtig auf. Er findet das idiotisch. Denn der Bus hält doch ständig an. Da steigen Leute aus und ein. Da ändern sich doch andauernd die Mehrheitsverhältnisse. Da müsse man dann ja dauernd abstimmen lassen.

In der Erzählung der Hippiefrau geht es natürlich um etwas ganz anderes, um etwas viel Wichtigeres, aber der Mann bleibt einfach auf der Busgeschichte hängen, weil er eine Unordnung, bzw. was ja noch viel schlimmer ist: eine nicht zu Ende gedachte Pseudoordnung aufgespürt hat.

Wir hören wieder die Beschwörung: Aber möglich, möglich muss es doch sein.

In der Tat, es müsste doch möglich sein, solche offensichtlichen Quellen der Unordnung auszumerzen. Aber was wären die Folgen und welche Welt hätten wir dann?

Vielleicht sind wir hier ins Zentrum der Gerhardschen Großerzählung gestoßen. In fast allen seinen Geschichten lauert dieser neurotische Charakter, der plötzlich irgendwo, an einer nebensächlichen Stelle, einem Denkfehler auf die Spur kommt und dann alle Zusammenhänge vergisst und auf dieser einen algorithmischen Sequenz hängen bleibt.

Die Figuren wirken manchmal wie ferngesteuert, als hätten sie keinerlei Empathie und wenn sie dann doch einmal Gefühle zeigen, dann bekommt man schnell den Eindruck, sie schätzten die Situation völlig falsch ein.

In Hans Gerhards Geschichten herrscht das Chaos, obwohl oder weil es immer darum geht, eine Ordnung zu erkennen oder herbeizuführen oder zu schützen.

Am reinsten wird uns dieser irgendwie autistische Typ in der Geschichte »Prud'homme« vorgeführt. Da sitzt einer (vielleicht auch zwei) in einem Keller und beobachtet den Platz vor dem Haus. Er fühlt sich beauftragt – von wem auch immer, wahrscheinlich von sich selbst – die Ordnung, die er da draußen erkennt, zu erhalten und zu beschützen. Aber gerade dadurch bringt er alles durcheinander, macht sich lächerlich und erregt in hohem Maße den Widerwillen derer, die er doch liebt.

Das in beschränkten, manchmal klaustrophobisch eingeengten Umgebungen gereifte »Wissen« ist der Zündstoff für die Dynamik in den vorliegenden Erzählungen. Die Komik, die daraus entsteht, ist immer auch tragisch. Die Helden scheitern immer. Immer haben sie ihre privaten Rechnungen ohne den Wirt gemacht. Es sind Idioten im eigentlichen Wortsinn.

Gerhard verfügt über eine reiche Sprache, mit der er viele verschiedene Rollen spielen kann. Insbesondere die Dialoge wirken sehr plausibel, treffen den Ton und erzeugen Atmosphäre. Wenngleich die eingangs erwähnte formale Affinität der Erzählungen zur US-Amerikanischen Short-Story auf der Hand liegt, begegnen wir doch einem sehr »deutschen« Autor, dessen Personal aus grüblerisch veranlagten Eigenbrötlern besteht, für die das Wohl und Wehe der Welt plötzlich von einer flackernden Glühbirne oder einem schlecht geerdeten Blitzableiter abzuhängen scheint.

Nicht nur bezüglich der inhaltlichen Seite seiner Erzählungen, sondern auch, was ihre sprachliche und formale Beherrschung betrifft, hat Hans Gerhard ein höchst interessantes und lesenswertes Buch geschrieben. Es ist sein bisher bestes und es ist an der Zeit, diese Stimme zu hören.

Andreas Dury

# Autorinnen und Autoren

**Konstantin Ames**, geb. 1979 in Völklingen, Studium Literarisches Schreiben am DLL sowie der Kommunikations- und Medienwissenschaft, Philosophie und Komparatistik in Greifswald und Leipzig. Lebt als Dichter, Essayist und Kritiker in Berlin. Letzte Buchveröffentlichungen: »sTiL.e(dir) Sämtliche Landschaften, Welt«, Wien 2018; »sTiL.e(zwi) Schenspiele«, Saarbrücken 2016. Für sein Tun erhielt er u.a. ein Venedig-Stipendium der BKM, den Lyrikpreis Meran und eine aufmunternde Glückwunschkarte seines ältesten Sohnes. Promoviert zum Thema »Ritual – Artikulation – Aktion. Die ´Dichterlesung´ (seit den 1950ern)« an der Universität Leipzig.

**Dr. Andreas Bayer**, Kunsthistoriker und Kurator. Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Neueren Deutschen Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes und am Istituto Universitario Orientale der Universität Neapel. Seit 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule der Bildenden Künste Saar, seit 2007 Künstlerischer Leiter im KuBa-Kulturzentrum am Eurobahnhof, seit 2010 Kurator der Galerie im KuBa. 2010-2015 Kurator der Landeshauptstadt Saarbrücken für den Künstleraustausch »artmix« – Saarbrücken/Luxemburg. 2013 Kurator der »SaarART 2013 – Zehnte Landeskunstausstellung des Saarlandes«. 2014-2016 Kurator der Ausstellungsreihe »Sequenz« des Saarländischen Rundfunks. 2015 Kommissar der Landeshauptstadt Saarbrücken für den Kunstpreis Robert Schuman/Prix d'Art Robert Schuman.

**Klara-Katharina Bost,** Literaturwissenschaftlerin, lebt in Saarbrücken und arbeitet aktuell schwerpunktmäßig zu den Themen Feminismus/Antifeminismus.

**Bernhard Dahm**, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

**Andreas Dury,** geb. 1961, lebt seit 1998 in Saarbrücken, arbeitet als Schriftsteller, Dozent in der Erwachsenenbildung, Softwareentwickler. – Der neueste Roman »Der Chor der Zwölf« erschien 2017 bei Conte, St. Ingbert. – Außerdem gibt es noch »ich und Ben«, Roman, Conte-Verlag, Saarbrücken 2012; »Oh Tapirtier«, Roman, Conte-Verlag, Saarbrücken 2010; »Schachtelkäfer«, Roman, Edition Topicana, Saarbrücken 2003; »Als ich in die Stadt kam«, Erzählungen, Plöger-Verlag, Annweiler 1999.

**Christopher Ecker** wurde 1967 in Saarbrücken geboren; er lebt und arbeitet in Kiel. Seine Bücher erscheinen im Mitteldeutschen Verlag: zuletzt der Erzählungsband »Andere Häfen« (2017) und der Gedichtband »'schach' dem vollmond« (2018). Sein bekanntestes Buch ist der im Saarland spielende Tausendseiten-Roman »Fahlmann« (2012). Im Jahr 2018 wurde Ecker mit dem Kunstpreis des Saarlandes ausgezeichnet.

**Klaus Gietinger**, Autor, Regisseur und Sozialwissenschaftler – Kinofilme, TV-Movies, Serien, Kinder-, Dokumentarfilme, Drehbücher, Tatorte (Buch und Regie), unvermeidlich auch Preise. Sachbücher und zwei Romane. – Zuletzt erschienen: »Vollbremsung. Warum das Auto keine Zukunft hat und wir trotzdem weiterkommen«, Frankfurt/Main 2019. – Mehr Infos: www.gietinger.de

**Hans Husel**, 1942 geb. in Speyer/Rh. – Buchhändler, Grafikdesigner, Galerist, Kneipier, Studium der Kunstgeschichte, williger Verrichter fremdbestimmter Arbeit. 1971 Multimedia-Western »Schwierigkeiten mit Crazy Horse« (1972 im Saarbrücker »sog. Theater«). – Arbeitsbereiche: Zeichnung, Druckgrafik, Collage, Objekte, Wortplastik, Aktionen, Projekte, Konzepte, Sofortbild, »Schlechte Fotografie«, Mail Art, Copy Art etc. Seit 1972 Ausstellungstätigkeit (Fünf x Landeskunst). Seit 1980 Beteiligung an internationalen

Mail-Art-Aktionen & -Ausstellungen. 1979-80 Projekt »Plastische Vergangenheit – TRADITION«. Seit 1989 Mitglied im Saarländischen Künstlerbund. 1985-98 Redakteur der Konzertreihen »Improvisierte Musik« in der Stadtgalerie Saarbrücken, mit internationalen MusikerInnen. 2003-2012 fortgesetzt als »künstlerhausmusik« im Saarländischen Künstlerhaus. 2001-2008 Kuratorische Mitarbeit bei grenzüberschreitenden Projekten des Künstlerhauses. 2015-2018 Kuratorische Mitarbeit am: 1. bis 4. freejazzfestival saarbrücken. 2018 Dokumentation: »hans husel – musical activities« (1980-2018). Lebt immer noch in Saarbrücken.

**Sadija Kavgić** ist freiberuflich als Journalistin, Fotografin und Übersetzerin tätig. Sie wurde in Tuzla, Jugoslawien geboren. Nach dem Journalistik-Studium an der Universität in Sarajevo arbeitete sie bei der Tageszeitung Večernje Novine in Sarajevo. Während der Belagerung von Sarajevo 1992–1996 kam sie 1993 nach Deutschland. Sie publiziert in Deutschland sowie in Bosnien und Herzegowina. Sie lebt in Saarbrücken.

**Franta Kocourek,** geb. 1941 in Prag. Tschechischer Journalist und Rundfunkkommentator. Philosophiestudium an der Prager Karlsuniversität, der Sorbonne und in Aix-en-Provence und Berlin. Von ihm stammt die berühmte Reportage über den Einzug der Wehrmacht auf den Prager Wenzelsplatz im März 1939. Kocourek wurde daraufhin entlassen und 1941 in der Kleinen Festung Terezín inhaftiert. Im Mai 1942 verstarb er in Ausschwitz-Birkenau an den Folgen von Typhus.

**Josef Reindl**, Sozialwissenschaftler und Mitglied des COGITO-Instituts für Autonomieforschung.

**Stefan Ripplinger**, geb. 1962 in St. Ingbert. Freier Autor. Zuletzt erschienen von ihm die Essaybände »Kommunistische Kunst« (konkret texte 2019) und »Mallarmés Menge« (Matthes & Seitz 2019).

**Sikander Singh**, geb. 1971, Studium der Germanistik, Anglistik, Amerikanistik und Kanadistik, seit 2011 Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass und Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.

**Dietmar Schmitz**, Dr., Diplom-Politologe und Germanist. Vorsitzender des Vereins Saarbrücker Hefte e. V.

**Erich Später**, geb. 1959, Buchhändlerlehre, Studium in Saarbrücken und Berlin, arbeitet für die Heinrich-Böll-Stiftung Saar. Er publiziert in der Monatszeitschrift konkret schwerpunktmäßig zu den Themen Massenverbrechen der Deutschen vor und während des Zweiten Weltkriegs, zu den sogenannten »Vertriebenenverbänden« sowie zur saarländischen Regionalgeschichte. Letzte Buchveröffentlichungen »Villa Waigner. Hanns Martin Schleyer und die deutsche Vernichtungselite in Prag«, Konkret Literatur Verlag Hamburg; »Der dritte Weltkrieg – die Ostfront 1941–45«, Conte Verlag St. Ingbert.

**Wilfried Voigt**, geb. 1951, zehn Jahre Redakteur bei der Frankfurter Rundschau, 18 Jahre Spiegel-Korrespondent (Inland), Wächterpreisträger 1986, freier TV-Journalist, mehrere Buchveröffentlichungen (u.a. »Die Jamaika Clique - Machtspiele an der Saar«).

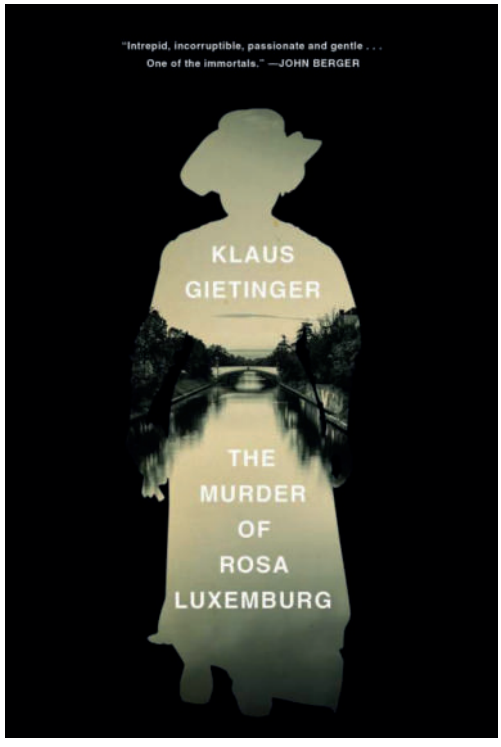
**Alena Wagnerová** aus Brno/Brünn stammende deutsch-tschechische Schriftstellerin, Publizistin und Oral-Historikerin. Sie beschäftigt sich in ihren literarischen wie auch publizistischen Arbeiten systematisch mit der Kultur und Geschichte Mitteleuropas, den deutsch-tschechischen Beziehungen, und der Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft. Seit 1969 lebt sie in Saarbrücken, seit 1989 in Saarbrücken und Prag. – Zahlreiche Veröffentlichungen, u. a. »Alle meine Artikel sind Liebesbriefe – Milena Jesenská« (1995); »Im Hauptquartier des Lärms – Die Familie Kafka aus Prag« (1998); »Das Leben der Sidonie Nádherny« (2003); »Smetana-Dvořák-Janáček – Die Musikerbriefe« (ed. 2003); »Die Helden der Hoffnung – die anderen Deutschen aus den Sudeten« (2008); »Frau im Sozialismus – Beispiel ČSSR« (1974), Theaterstücke, Hörspiele, zahlreiche Beiträge in deutschen und tschechischen Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunk.

**Laura Weidig**, geboren 1984 in Saarbrücken, Studium der Germanistik (B.A.),

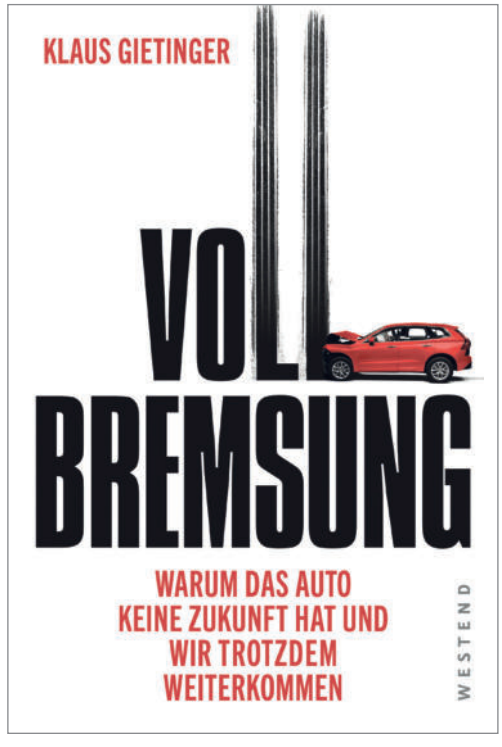
der historischen Anthropologie sowie der Kultur- und Mediengeschichte.

**Gisela Zimmermann,** studierte von 2004 bis 2009 an der Hochschule der Bildenden Künste Saar, wurde zur Meisterschülerin bei Prof. Gabriele Langendorf ernannt und war mit ihren Arbeiten in zahlreichen Ausstellungen vertreten. 2011 war sie für den Kunstpreis Robert Schuman nominiert, 2016 wurde sie mit dem Walter Bernstein Kunstpreis ausgezeichnet und nahm 2017 ein durch das Ministerium für Bildung und Kultur des Saarlandes ermöglichtes Arbeitsstipendium auf Schloss Wiepersdorf wahr. Sie ist Mitglied im Saarländischen Künstlerbund.

## Neue Bücher unserer Autoren




Klaus Gietinger: The Murder of Rosa Luxemburg
Ins Englische übersetzt von Loren Balhorn
Verso, London und New York 2019
ISBN 978-1788734462 / 224 Seiten




Klaus Gietinger: Vollbremsung – Warum das Auto keine Zukunft hat und wir trotzdem weiterkommen, Westend Verlag, Frankfurt 2019
ISBN 978-3-86489-280-6 / 192 Seiten

Die *saarbrücker hefte*
werden 65 Jahre!

## *Jubiläumsfeier*

**9. Januar 2020 – 18.00 Uhr**
**Stadtgalerie Saarbrücken**

Wir freuen uns über Ihren Besuch,
für das leibliche Wohl wird gesorgt.

ISSN 0036-2115
ISBN 978-3-945996-07-2